ZUM FRIEDEN EUROPA'S. ERLEDIGUNG DREIER...

Dr. Friedrich RICHTER (of Magdeburg.)





Zum Frieden Europa's.

Erledigung

dreier General-Fragen mit Vorwort

an den Kaiser der Franzosen

von

Dr. Friedrich Richter
von Magdeburg.

I. Sind die Kriege ein Product der Vernunft oder der Unvernunft?

II. Wie sind in unsern Tagen zwischen civilisirten Völkern überhaupt noch Kriege möglich?

III. Welches sind die einfachsten und sichersten Mittel zu einem europäischen Frieden von Dauer?

Hamburg,
J. F. Richter's Verlags-Buchhandlung.
1860.


BRITISH MUSEUM

Seiner Majestät,

dem

Kaiser Ludwig Napoleon.


BRITISH MUSEUM

Sire!

Als der verewigte Kaiser Nikolaus sich zum Krimmkriege rüstete, erschien vor Sr. Majestät eine Gesandtschaft der englischen Friedensfreunde mit Bitten und Vorstellungen, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Kaiser empfing sie mit Herablassung und hörte ihre wohlgemeinten Herzensergüsse mit Leutseligkeit an, that aber, was er für gut hielt.

Ew. Kaiserliche Majestät haben an des in Gott ruhenden Czaaren Stelle für die Kriegs- und Friedensfrage Europa's die Initiative übernommen oder überkommen. Andererseits sind die Bestrebungen der Friedensfreunde, welche sich dem Fortgange der Ereignisse nicht mehr gewachsen zeigten, der deutschen Philosophie, der sie zum größeren Theil entstammten, wieder heimgefallen. Nach seinen seit mehr als dreißig Jahren literarisch verfolgten Bildungszwecken im Interesse der Humanität mußte sich der Unterzeichnete namentlich

berufen fühlen, vorkommenden Falls die allgemeine Friedensfrage populair-philosophisch wieder aufzunehmen.

Sire! Die vorliegende Schrift, wiewohl vom Tages-Interesse der Politik unabhängig, ist durch die Ereignisse des verflossenen Jahres veranlaßt worden.

Dem Vorgange der Friedensfreunde für die Form ihrer Wirksamkeit folgend, halte auch ich mich verpflichtet, meine Auffassung und Erledigung der Frage der Erwägung und Beherzigung eines mächtigen Monarchen zu unterstellen, dessen Wille, dessen Wort der Sache des Jahrhunderts, dem Interesse der Civilisation, dem heißen Wunsche der Völker förderlich werden kann. Frankreich ist nach dem Bekenntnisse **Ew. Majestät** die einzige Macht, die noch für eine Idee Krieg führt. Sollte diese Macht sich nicht auch dazu erheben können, für eine große menschheitliche Idee Frieden zu führen, ihn für ganz Europa herbeiführen zu helfen?

Ueber das hier besprochene Thema, **Sire**, habe ich Vorträge gehalten, und alle Welt hat mich versichert, daß, wenn ein Souverain, wie **Ew. Majestät**, meine Ideen vernehmen könnte und adoptiren wollte,

der Friede Europa's keine Gefahr litte. Dieser Weisung habe ich gehorchen zu müssen geglaubt, und bitte **Ew. Kaiserliche Majestät**, damit die Kühnheit zu entschuldigen, die mich diese Zeilen an Sie adressiren läßt. Der Kaiser der Franzosen wird die Zuschrift, dessen halte ich mich versichert, mit mindestens der Menschenfreundlichkeit zu würdigen wissen, welche dem Selstherrscher aller Reußen die Friedensfreunde nachrühmten.

Allerdings klingen die Gedanken, welche die Philosophie gegen den Krieg geltend zu machen hat, vielleicht schneidender und schlagender, als die Herzensmeinungen der Quäker. Der Philosoph trägt, wie Napoleon I. es von den Staatsmännern forderte, bei seiner Arbeit das Herz im Kopf. Sie Selbst, **Sire**, können allein beurtheilen, ob meine Waffen für den Frieden denen jener frommen Männer in dem Grade überlegen sind, in welchem die Anstrengungen Frankreichs für den Krieg die aller übrigen Mächte überbieten. Indem ich aber mein Werkchen mit dem Vorwort an **Ew. Majestät** ergänze, erkläre ich eben damit, daß

für Sie, wie für Frankreich, speciell nichts Verletzendes darin enthalten sein kann, sein soll. Selbst von Ihrem der Weltgeschichte angehörenden kaiserlichen Ahnherrn spreche ich nicht anders, als von andern großen Eroberern und Helden der Vorzeit, und seinen sonstigen, auch von mir längst öffentlich anerkannten Regenten-Tugenden geschieht kein Eintrag.

Im Princip freilich bleibt meine Weltanschauung der Vorliebe für den Krieg, **Sire,** diametral entgegengekehrt. Aber ich schätze den Kaiser **Ludwig Napoleon** Philosophen genug, ein solches System mit der Unbefangenheit und dem theoretischen Vergnügen zu würdigen, womit etwa Ihre Majestät die Königin Victoria die Wunder von Cherbourg gemustert haben mag.

Ew. Majestät sind in den philosophischen Ideen des Jahrhunderts erwachsen und groß geworden und haben eine Schule durchlebt, die Sie den Glanz der Krone und den Duft des Lorbeers nicht überschätzen läßt. Das bleibt mein Trost! Müßte der Kaiser im Purpurmantel, der Heerfürst an der Spitze triumphiren-

der Truppen die Zueignung der Schrift ablehnen, so sei sie dem Denker auf dem Throne geweiht!

Wie an **Ew. Kaiserlichen Majestät** habe ich an mir selbst zweierlei Persönlichkeiten aus einander zu halten. Nicht als preußischer Unterthan, nicht als Einwohner von Berlin reiche ich meine Gabe dar. Als Preuße gehe ich mit meinem Könige, mit meinem Regenten, und bin der Freund oder der Feind Frankreichs, der Verfechter oder der Gegner Napoleons, wie es eben die preußische Politik fordert. Mit dieser aber hat das gegenwärtige Unternehmen nichts zu thun. Preußen fürchtet den Krieg wahrscheinlich so wenig, als es ihn sucht oder seiner bedarf. Aber es wählt in keinem Falle zu seinem Sprecher einen Schriftsteller von privatem Charakter wie mich. In diesem Sinne also ist mein Schreiben keine Petition, keine Provocation, keine Demonstration irgend welcher Art.

Aber, **Sire**, ich gehöre noch einem andern Staate an. Augenblicklich in ländlicher Zurückgezogenheit zu Hamm vor Hamburg, in der bescheidenen Villa meines **Bruders**, — Verlegers dieser Schrift, — meinen

Studien lebend, fühle ich mich mehr wie je Mitglied jener Republik, die ihre Bürger durch die Jahrhunderte, durch alle Zeiten und Völker, durch alle Sphären und Classen der Gesellschaft vertheilt findet, jener Republik von Denkern und Forschern, welche in mehr als einem Sinne, **Sire,** auch Sie zu den Ihrigen zählt. In dieser Eigenschaft wage ich es allerdings, mit den nachfolgenden Blättern eine inhaltsschwere Petition vor den Stufen des Thrones **Ew. Majestät** niederzulegen; eine Petition, welche, wenn sie in Circulation ginge, viele Millionen Unterschriften aus allen Ländern zurückbringen würde, die Petition nämlich:

„Geben Sie der Welt den Frieden, **Sire!** Machen Sie das Wort wahr, welches Ihnen zuerst die Sympathie der Völker gewann: „Das Kaiserthum ist der Friede!“ Verwirklichen Sie den holden Traum von St. Helena, daß alle Nationen Europa's ein Volk, alle Souveraine eine Familie bilden! Aber verwirklichen Sie ihn nicht auf Kosten der Integrität der Staaten, der Freiheit der Völker, der Unabhängigkeit der Souveraine! Das Phantom einer europäischen

Universal-Monarchie hat schon so viele der Opfer verschlungen, daß es unter den Monarchen selbst keinen Gläubigen mehr finden sollte. Erneuern Sie, **Sire**, das Andenken Heinrich's IV., aber überbieten Sie die Lauterkeit und den Edelmuth seiner Motive! Werden Sie der Schutzgeist der Fürsten wie der Völker, und man wird Ihren Namen höher preisen als den Ihres gefeierten Ohms, und die fernsten Enkel noch werden den Manen **Ludwig Napoleons** Dank opfern."

Auch die Fürsten, **Sire**, ich verhehle es mir nicht, sind nicht immer Herren ihres Willens, ihrer persönlichen Wünsche. Es kann nicht die Rede davon sein, heute oder morgen den ewigen Frieden für Europa zu proclamiren. Aber ihn vorzubereiten, ihn der zweiten Generation zu ermöglichen, der dritten zu sichern, das steht dem Stolz, der Macht, der Bildung unseres Jahrhunderts wohl an und wird und muß mit Gottes Hülfe gelingen, wenn wir es mit Ernst wollen.

Majestät!

Das Urtheil der Nachwelt ist ein unerbittliches, ein unbestechliches Tribunal für die Lenker und Beherrscher, wie für die Lehrer und Propheten der Völker; es richtet auf Grund der Thatsachen und Erfolge. Sie verdammt den Hohenpriester, der heut im Nimbus der Heiligkeit stralt, wenn sie inne geworden, daß er die Welt belog, wie gleicherweise den Seher, der aus Feigheit den Völkern seine Vision unterschlug und die Weissagung verweigerte. Aber ihr Fluch trifft auch die Kaiser und Könige, denen er die Wahrheit verkündete, die diese aber verachteten oder verlachten.

Sire! Dieser Fernsicht darf ich nichts hinzufügen, als die Versicherung, daß ich mir Glück wünschen werde, sobald es **Ew. Majestät** gefallen wird, vom Inhalt der nachfolgenden Blätter wohlwollend Kenntniß zu nehmen, und Sie geruhen wollen, gegen etwaige Fehler in der Form kaiserliche Nachsicht zu üben.

Hamm,
den 22. März 1860.

Der Verfasser.

So weit der menschliche Blick in die Geschichte der Vorzeit zurückreicht, trifft er auf Krieg und immer wieder auf Krieg. Die Kriege mögen so alt sein als die Weltgeschichte, und ihr Alter hat ihnen einen gewissen Nimbus verliehen, so daß, wer ernst die Hand anlegt, ihnen ein Ende zu machen, heute noch von Vielen mit Furcht und Mißtrauen angestarrt wird, wie Winfried von den alten Germanen, als er die Axt aufhob gegen ihre heilige Eiche. Indeß ist doch auch der Protest gegen die Kriege uralt. Die Griechen hatten heilige Vereine, die neben andern Zwecken auch den verfolgten, Kriege zwischen Bundesgenossen so viel als möglich zu verhüten, wie das Amphiktyonengericht, den Achäischen Bund u. a. m. Das Christenthum aber verbietet nicht nur einfach alle Gewaltthätigkeit auch gegen Feinde, sondern es macht den Frieden offen zur Grundvoraussetzung der von ihm angebahnten neuen Weltzeit. „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ so lautet bekanntlich die Verkündigung, womit der Evangelist himmlische Heerschaaren die neue Aera an ihrer Schwelle nach ihrer höchsten Bedeutung willkommen heißen läßt.

Scheinbar verhallte freilich dieser Himmelsgruß leer in alle Lüfte. Keine Weissagung schien er ge-

wesen zu sein, sondern ein Glückwunsch, der sich leider nicht erfüllte. Selbst das ausdrückliche Friedensgebot des Meisters fand man bald unbequem und unausführbar und verwies seine Verwirklichung, wie so manche andere Vorschriften seiner Moral, auf eine jenseitige Ordnung der Dinge. Ja, je mehr der Jenseitsglaube sich in Einzelheiten und Endlichkeiten verlor, für desto unbedenklicher konnte es gelten, die Menschen im Diesseits zu Hunderten und Tausenden um ihr Leben und Lebensglück zu bringen; das Alles fanden sie drüben viel vollkommener wieder. Die Schuld davon tragen die Machthaber nicht allein, die Sache ist von Seiten der Lehre selbst nicht scharf und streng genug angegriffen. [1]) Die Religion gebietet und verbietet, aber sie überzeugt selten mit Vernunftgründen. Sie eifert gegen den Krieg aus einem unmittelbaren richtigen Gefühl, wenn man lieber will, aus einem inspirirten Gedanken seiner Unverträglichkeit mit der Würde und Bestimmung des Menschen; aber sie versteht sich nicht dazu, die Vertheidiger der Zwietracht mit schlagenden Beweisen ihrer Unvernunft zum Absurden zu führen, noch weniger ertheilt sie praktische Anleitung, des Uebels Herr zu werden und ihm in Zukunft vorzubeugen.

In Folge dessen hat sich denn auch die christliche Wissenschaft, der diese Vermittelung vorzugsweise obgelegen hätte, nur selten zu einem kräftigen, erfolgvollen Schlage gegen den gemeinsamen Feind des Glaubens wie des Wissens ermannt, um so seltener vielleicht, als ihre Vertreter damit bei den Hoch- und Höchstgebietenden Anstoß zu erregen fürchteten. Um indeß

die Menschen zum Besseren zu führen, muß man ihnen freilich das Beste zutrauen. Heute leben wir Gott lob! in einer Zeit, in der es nicht nur erlaubt, sondern Pflicht ist, bei jedem König und Kaiser noch den größesten Edelmuth vorauszusetzen, von allen Regenten anzunehmen, daß sie die Kriege weder wünschen noch lieben, daß alles Krieganfangen nur auf Mißverständnissen, Irrungen und theoretischer Unklarheit beruht, und daß, wenn die Sonne der Erkenntniß die Nebel der öffentlichen Meinung verscheucht und aufgeklärt haben wird, sie auch die Ersten sein werden, zum Friedensbunde der Völker die Hand zu bieten. Sie für sich haben, wie wir später sehen werden, von einem ewigen Frieden am wenigsten Verlegenheiten zu fürchten. In Wahrheit sind in unsern Tagen die Grund-Ursachen zu Kriegen bei den Regenten nur zum kleinsten Theile und gleichsam nur noch ausnahmsweise zu suchen, wenn schon sie der Kriegserklärung ihren Namen leihen müssen.

Die Ansätze, dem Kriege wissenschaftlich beizukommen, gehören dem letzten anderthalb Jahrhundert an und sind nicht eben zahlreich. Ihn systematisch, allseitig, aber kurz, bündig und populair zu vernichten, dürfte gegenwärtiges Unternehmen der erste Versuch seiner Art sein. Mehr bekannt, als gekannt ist das aus den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV. stammende dreibändige Werk des **Abbée von St. Pierre**, Charles Irenée Castel, »**Projet pour rendre la paix perpetuelle en Europe.**« Dieses Buch, welches sich auf den Friedensplan Heinrich's IV. stützt, enthält

manchen trefflichen, gesunden Gedanken, womit der Verfasser hoch über seinem Zeitalter steht. Aber der gleich sehr politisch wie philosophisch an seinem Gegenstande interessirte französische Hofmann ist so voll Eifer, seinen Vorschlägen sofort praktische Ausführung zu verschaffen, daß er sich auf die Specialitäten der damaligen europäischen Staaten-Verhältnisse einläßt, darin sich verläuft und verfängt. Das allgemeine Interesse, was er beansprucht und was ihm ursprünglich vorgeschwebt haben mag, verkehrt sich damit zum leidigen Zeit-Interesse, die Reinheit seiner Absicht wird getrübt, und man schöpft nicht ohne Grund Verdacht, daß die damaligen politischen Zwecke des französischen Hofes den Verfasser am Gängelband hatten. [2])

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts veröffentlichte der Königsberger Philosoph **Imanuel Kant** sein Schriftchen „Zum ewigen Frieden,“ dem man es sofort abmerkt, daß es sich von allen politischen Einflüssen und Rücksichten grundsätzlich frei hält und seinem Urheber vom allgemein menschlichen Interesse in die Feder gegeben ist. Diese Arbeit Kant's hat alle Vorzüge und Mängel deutscher Professoren-Erzeugnisse. Sie bietet in einem vor lauter Gründlichkeit schwerfälligen Stil manchen kernhaften, nachhaltigen Gedanken, nimmt aber wieder zu wenig Rücksicht auf das Nächstliegende und Ausführbare und verirrt sich so in Abstractionen, in nutzlose Allgemeinheiten. Er befiehlt mit kategorischer Bestimmtheit den Regenten und Staatsmännern, was sie thun, was sie unterlassen sollen, giebt auch wohl Gründe an, warum das so

sein müsse. Aber er ertheilt keine Aufschlüsse und Rathschläge, wie die Vollführung seiner Gebote anzufangen sei. Da er sich nun überdies mit seiner Weisung nicht auf Europa beschränkt, sondern sie auf alle Völker ausdehnt, die Verwirklichung seines ewigen Friedens aber dem Wortlaute nach mit von allgemeiner Einführung der republicanischen Verfassung abhängt, so ähnelt diese Lehre vom ewigen Frieden allerdings einer Anweisung auf den jüngsten Tag. [3])

Unverkennbar haben die Ideen St. Pierre's und Kant's den Anstoß gegeben zu jenen Friedens-Vereinen, die sich während der letzten 40 Jahre von Amerika und England aus über einen namhaften Theil von Europa verbreiteten. Was diese Friedensfreunde und namentlich ihr Vorkämpfer **Elihu Burrit** geleistet, bleibt aller Anerkennung werth, aber die Mängel seiner Abkunft hat es nicht zu verwinden vermocht und darum den Ereignissen nicht Stand halten können. Kant's Traum einer Welt-Republik und des französischen Abbées zuversichtliche Erwartung, seinen europäischen Fürsten- und Staatenbund binnen Jahr und Tag in voller Blüthe zu begrüßen, steigerten sich bei den Friedensfreunden zu der chiliastischen Schwärmerei, den Anbruch dieses goldenen Zeitalters nicht nur selbst noch erleben, sondern in eigener Person herbeiführen zu wollen. Bei der Lebhaftigkeit, mit welcher die Phantasie der Quäker das Ziel umfing, übersahen sie eine Menge Mittelstufen, deren keine übersprungen werden darf, wenn der Höhen-Gipfel in Wirklichkeit, nicht blos auf

dem Papier oder im Conventikel- und Congreß-Saal erreicht werden soll. [4])

Indeß, das Gute und Große auch nur erstrebt zu haben, bleibt von Gewinn. Unsere Vorgänger behalten das Verdienst, die öffentliche Aufmerksamkeit für einen Gegenstand von allgemeinstem Interesse in reger Theilnahme erhalten und ihn nach vielen Seiten hin neu in's Licht gestellt zu haben. Die Aufgabe ist für ein Menschenalter zu groß und umfassend. Soll es mit ihrer Lösung Ernst werden, so müssen sich dazu nicht nur die Denkenden und Wohlmeinenden aller Stände die Hand reichen, sondern mehrere Generationen im Voraus planmäßig sich verbünden. Damit das dritte oder vierte Geschlecht ärndten könne, müssen wir schon mit Fleiß und Sorgfalt pflanzen und jäten. Außerdem ist eine weise Theilung und Beschränkung unerläßlich. Alle Völker des Erdballs mit einem Male beglücken wollen, heißt, sie mit leeren Verheißungen abtrösten. Beschränken wir uns vorläufig auf Europa und überlassen es den gebildeteren Völkern außerhalb unseres Welttheils, ob sie und welche von ihnen mit uns in Bund treten wollen! Unser Jahrhundert hat wahrlich genug gethan, wenn es den Krieg in der Theorie und in der öffentlichen Meinung überwindet, und dazu soll mit Gottes Hülfe die vorliegende Schrift beitragen und Anlaß bieten. Die Erfahrungen unserer Tage, die Errungenschaften unseres Volks, unserer Zeit befähigen und berechtigen uns zu solchem Wagniß.

Ihrer weiten Verbreitung und hartnäckigen Wur-

zel wegen mögen diejenigen Vorurtheile, die unserm Vorhaben etwa hinderlich entgegentreten könnten, sogleich noch einleitungsweise eine kurze Erledigung finden. Dahin gehört die Meinung, die Kriege seien unvermeidlich um der Schwäche der menschlichen Natur willen; unentbehrlich als Auskunftsmittel im Streit von Mächten, die sonst keinen Richter auf Erden über sich erkennen; nothwendiger Durchgangspunct in der Entwickelung der Menschheit, die Völker mit einander in Verbindung zu bringen; endlich gar ein von Gott geordneter nothwendiger Zubehör zum Menschenleben und eine Wohlthat, sofern durch jeweiligen Krieg die gesellschaftliche Luft von verderblichen, Krankheit erzeugenden Stoffen befreit werde, und der Krieg auch seine eigenen Tugenden wecke und nähre.

Was zuvörderst die Unvermeidlichkeit der Kriege aus menschlicher Schwäche betrifft, so ließe sich dieser Einwand gegen jede Forderung der Moral und des Rechts erheben. Zeigt es sich aber, daß die Kriege ein Product des Wahns und der Leidenschaft (theoretischer und praktischer Unvernunft) sind, so wird man schon um deswillen ihre Bezwingbarkeit weder bezweifeln noch bestreiten dürfen, da ähnliche Producte, ähnliche Entwickelungskrankheiten unseres Geschlechts vielfach siegreich überwunden sind und noch fort und fort bezwungen werden. Die Menschenopfer der Urzeit finden wir nur noch bei den wildesten Stämmen. An die Gottesurtheile und Faustkämpfe des Mittelalters erinnern kaum noch die Duelle, um uns nicht vergessen zu lassen,

daß sie längst verpönt sind. Die Scheiterhaufen für Ketzer und Hexen sind selbst aus Spanien verschwunden, die Folterungen sollen nicht einmal mehr in Neapel erlaubt sein. Der Sklavenhandel verkriecht sich in Schlupfwinkel und flüchtet sich auf Märkte, welche ihn vor dem Licht der europäischen Bildung decken. Die Leibeigenen giebt sogar Rußland frei, und eigentliche Judenverfolgungen kennt man auch in Schlesien nicht. Maitressenherrschaft, Kaperei, Büchernachdruck, Preßzwang und viel ähnliches Unwesen galt zu der Zeit, da es in Blüthe stand, für unüberwindlich, und dennoch hat es ein Ende genommen, oder verendet noch vor unsern Augen. Hat die Politik erst einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß die sittliche Vervollkommnung der Völker mit ihrem eigenen Interesse Hand in Hand geht, und ist die Förderung der letzteren für Staatslenker und Staatsbürger Ehrensache geworden, welche die öffentliche Meinung überwacht, so wird die vereinigte moralische und physische Kraft so vieler Menschen vielleicht selbst Naturübel bewältigen, die heute unbezwinglicher scheinen als der Krieg. Man lasse nur einmal hundert Jahre hinter einander Ruhe und Friede sein, und man wird staunen über die Wunder des Fortschritts!

Daß es für die Streitigkeiten souverainer Mächte keinen unzuverlässigeren und ungerechteren Schiedsrichter geben kann, als den Waffenkampf, sagt sich Jeder bei einigem Nachdenken selbst; daß es zugleich der ihrer am wenigsten würdige bleibt, davon

werden wir hoffentlich noch uns und sie überzeugen. Das Bundesgericht der vereinigten Fürsten und Völker bleibt die einzige ihrer Würde angemessene Instanz. Die Fülle souverainer Häupter ist ein Tribunal, dem der einzelne Souverain sich beugen kann, ohne seiner Ehre das Mindeste zu vergeben. Sollen die Kriege als Durchgangs-Periode in der Geschichte der Menschheit ihre Entschuldigung finden, so wird man zugestehen müssen, daß diese Episode von dem Augenblick an ihre Endschaft erreicht, wo der mit ihr verfolgte Zweck auf andern Wegen milder, billiger, sicherer erlangt wird. Wir haben in den Handelsverbindungen, in den Missionen, in den wissenschaftlichen Expeditionen bessere Veranstaltungen, die Völker mit einander bekannt zu machen und zu befreunden, als Alexander, Cäsar, Karl der Große, die Kreuzfahrer und die Unterjocher America's sie kannten oder nur ahnten. Wohlthaten endlich, welche die Menschheit den Wirren und Wehen eines Krieges danken soll, bleiben immer so demüthigend als verdächtig. Die gebildete Gesellschaft wird sich ihre Atmosphäre wohl noch mit andern Räucherungen rein zu halten wissen als mit Pulverdampf. — Für den skrophulösen Abgang ihres Zusammenwirkens bilden Beschäftigungs-, Besserungs-, Straf-Anstalten, Verbrecher-Colonien und Hochgericht unzweifelhaft geeignetere Abzugs-Canäle, als die Furchen eines von Leo aufgepflügten Schlachtfeldes, die vielleicht gerade unsere Tüchtigsten und Edelsten verschlingen möchten. Selbst die besonderen Tugenden, die der Krieg erzeugen soll, werden nicht vermißt

werden. Sich muthig, tapfer, ausdauernd und voll Todesverachtung zu zeigen, bietet sich immer Gelegenheit, und die Tugend als solche bleibt keiner menschlichen Selbstbethätigung fremd; in anderen Formen, unter anderem Namen begegnet sie uns überall wieder.

Sind nun jene Vorurtheile nicht im Stande, unser Vorhaben zu erschüttern, so darf uns auch eine mögliche Verkennung oder Verdächtigung der Beweggründe nicht davon abbringen. Es könnte uns Unklugheit, Tactlosigkeit, Mangel an Vaterlandsliebe, an Ehrfurcht, an männlichem Muth vorgeworfen werden. Jetzt, nach eben überstandenen schweren Kriegen und unter den drohendsten Zurüstungen zu neuen, sei es nicht an der Zeit, den Teufel an die Wand zu malen. Aber gerade die hinter uns liegenden bitteren Erfahrungen 'rechtfertigen unser Unternehmen am augenfälligsten, und die Möglichkeit, einer Erneuerung derselben vielleicht mit zuvorzukommen, oder schlimmsten Falls beizutragen, daß sie sich milder gestalten, verdoppelt das Interesse. Auf Kosten der Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes wollen wir den europäischen Frieden nicht, und die wahre Wissenschaft ist immer conservativ im Sinn des allmäligen, gesetzmäßigen, alle Classen der Gesellschaft berücksichtigenden Fortschritts. Sie verehrt die Auctoritäten aus Anerkenntniß ihrer Nothwendigkeit, aber sie vergöttert sie nicht, noch verzichtet sie darauf, über das Maaß ihrer Befugnisse und den Grund ihrer Machtvollkommenheit sich und

Andern Rechenschaft zu geben. Der Muth, der dazu gehört, die Wahrheit zu bekennen und die persönliche Ueberzeugung nicht zu verleugnen, kommt im Fall der Gefahr auch noch dem bedroheten Vaterlande zu gut, ja die Philosophie leistet nöthigenfalls selbst Kriegsdienst. Sokrates nahm an den peloponesischen Kriegen Theil, Aristoteles folgte seinem Schüler Alexander dem Großen auf dessen Zügen durch Asien, Fichte feuerte zum deutschen Freiheitskampfe an, Steffens nahm die Büchse auf den Arm und ging mit nach Frankreich, und Kant bekennt sich im Vorwort zu seiner Schrift über den ewigen Frieden zu dem Wahlspruch seines Königs: „Denkt, was ihr wollt, aber thut, was ihr sollt.“ Wenn, was Gott verhüthe, unser Vaterland einem neuen Kriege mit dem Ausland nicht ausweichen könnte, nun gut! wir würden ihn in der Zuversicht aufnehmen und die besten Kräfte daran setzen, in der Zuversicht, daß dies für lange Zeit, wenn nicht für immer der letzte europäische Krieg sein würde. Eben deshalb aber dürfen uns beschränkter Nationaldünkel und Hang zu Abenteurerei nicht abhalten, den Krieg überhaupt allmälig entbehrlich zu machen und aus der Mode zu bringen.

Wer dazu dem deutschen Volk den Beruf bestreitet, wer Deutschlands Ruhm und Heil nur sucht in sklavischer Verehrung und Nachäffung dessen, was andere Nationen uns vorgethan, wer nicht weiß oder nicht wissen will, daß für die allgemein menschlichen Angelegenheiten, namentlich für die höchsten Probleme

der Religion und Philosophie Deutschland zur Zeit den Vorsitz führt im Rath der Völker, und daß diese sich hierin nach uns, nicht wir nach ihnen richten: den gerade trifft mit Recht der Vorwurf schlechtester Vaterlandsliebe und eines des deutschen Mannes unwürdigen Kleinmuths.

Doch nun genug der Vorrede und zur Sache!

I.

Sind die Kriege ein Product der Vernunft oder der Unvernunft?

Zur Erledigung dieser Frage kommt zunächst der Zweck der Kriege in Betracht. Ich setze die Angriffs-, Eroberungs- und Unterwerfungskriege oben an, weil sie die am häufigsten vorkommenden sind, und weil mit ihrem Aufhören alle übrigen von selbst fortfallen.

Eroberung und Unterjochung aber, könnte man einwenden, bedürften erst gar keiner Besprechung und Aburtheilung mehr; sie habe längst die öffentliche Meinung gerichtet. Und doch sind gerade die großen Eroberer noch immer fort die gefeiertsten Helden der Geschichte! Von Moses, dem Eroberer Kanaans, bis zum ersten Napoleon, dem Unterjocher von halb Europa hat noch jeder Feldherr, der seine Pläne kühn, geschickt und glücklich vollführte, Ruhm und Bewunderung davon getragen, wogegen die Tausende und Hunderttausende, die seinem Thatendrang zum Opfer fielen, vergessen sind, oder seiner Größe nur zum Fußgestell dienen. Romulus, Cäsar, Augustus und so viele römische Imperatoren sind buchstäblich unter die Götter versetzt.

Allein eben dieses Uebermaaß von Verherrlichung und daß die Anerkennung sich hier lediglich nach dem Erfolg bemißt, muß den unbefangenen Denker schon gegen sie mißtrauisch machen. Bewundert wird der zur Schau getragene Kraftaufwand, gepriesen seine vom Glück gekrönte Wirkung. Das blendet, das besticht das Urtheil. Zweck und Beweggrund kommen hinterher kaum noch in Betracht; sie müssen edle und große gewesen sein. Der Sieger ist immer der Gefeierte, welches Interesse ihn auch geleitet haben mag; der Besiegte immer nur der Bedauerte, wenn nicht gar der Geringgeschätzte, hätte er auch die gerechteste Sache von der Welt verfochten. Darum eben ist der Krieg ein so beliebtes Auskunftsmittel für alle die, welche im Streit über ihre Ansprüche der Stärke ihres Rechts zu mißtrauen Ursach haben, dagegen auf das Recht ihrer Stärke mit Sicherheit pochen können.

Eroberungskriege, welche Vergrößerungssucht, Hab- und Herrschgier, Ehrgeiz, Rachlust und andere Spielarten der Selbstsucht zur Triebfeder haben, sind allerdings längst von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und sollen deshalb hier nicht erst in Untersuchung kommen. Nur einer Art von Eroberungen, oder vielmehr einer besonderen Auffassung der Eroberung will ich noch gedenken, weil sie den Schein höherer Berechtigung, ja einer gewissen Großartigkeit der Weltanschauung für sich haben kann. Es giebt, meint man, Eroberungen aus geschichtlicher Nothwendigkeit.

Gewisse Länderbezirke gehören etwa ihrer äußeren

und inneren Natur nach zusammen. Die Bewohner sind durch Gleichheit des Bodens, der Erzeugnisse, der Beschäftigung auf einander angewiesen, und stimmen auch mit einander in Sprache, Religion, Denk- und Lebensweise überein. Was so von Natur und durch Sympathie sichtlich zusammengehört, auch wirklich zusammenzubringen, d. h. unter einem Scepter zu vereinigen, das ist doch wohl ein Act weltregiererischer Gerechtigkeit, ein Stück stellvertretender Vorsehung und von der Vernunft nur gut zu heißen?

Dennoch gehört auch diese Art von Philosophie der Geschichte einem für unsere Tage überwundenen Standpuncte an. Sympathisiren jene Völker in der That mit einander, so werden sich ohne Zweifel auch die Herrscher in freundlichem Einvernehmen zu erhalten suchen, wäre es nicht aus Grund ihres Herzens, so wenigstens aus Klugheit und Anstands halber. Ist der Regent des einen Volkes aber ein Fremdling im Lande, so wird er, falls nicht durch Vertrag dazu genöthigt, schon seines Vortheils und seiner Ehre wegen den Gewohnheiten und Bedürfnissen dieses Volkes möglichst Rechnung tragen. Der König von Belgien ist ein Deutscher und Protestant, Karl Johann von Schweden war Franzose von Geburt und von Hause aus Katholik, dennoch leben und lebten die Völker glücklich unter ihrem Scepter. Könnte aber je ein Regent seine Pflicht so vergessen und die Rechte der Nation so mißachten, daß diese unter dem Druck einen weithin schallenden Schmerzensschrei ausstieße, so verdiente ein solches Mißverhältniß eine gründlichere

und zugleich glimpflichere Abhülfe, als ein Krieg sie besten Falls gewähren kann.

Pflicht des bedrängten Volkes bleibt es, seine Noth immer zuerst seinem Oberhaupt selbst zu klagen und zwar offen und freimüthig, laut und vernehmlich, so daß noch das Ausland gewisser Maaßen zum Zeugen der erhobenen Beschwerde wird. Nützt dies nichts, und muß zuletzt fremde Hülfe angerufen werden, so braucht diese darum noch nicht sofort gewaltsamer und kriegerischer Natur zu sein. Schon um ihre Uneigennützigkeit zu beweisen und um dem ohnehin hartbedrückten Volke nicht noch neue Lasten aufzubürden, sollten die zu Hülfe gerufenen Mächte den Weg friedlicher Vermittelung und rechtlicher Verhandlung des Streits der Gewaltthätigkeit vorziehen. Dabei dürfte aber freilich das beklagte Oberhaupt sich nicht weigern, Seines-Gleichen Red' und Antwort zu stehen. Eine Weigerung, vor solcher Stelle Rechenschaft abzulegen, wäre nicht nur als falscher Stolz, sondern eben so gut als stillschweigendes Eingeständniß der Schuld zu deuten und verdiente eine andere Ahndung als den Todtschlag der daran unschuldigen Soldaten. „Fürchtest du," sagt Graf Dunois bei Schiller zum Herzog von Burgund,

„Vor Worten dich? Auch das ist Feigheit
Und der Verräther einer bösen Sache."

Wenn aber so keinerlei Angriffs- und Eroberungskrieg vor der gesunden Vernunft zu Recht besteht, wie ist es denn mit den Kriegen, welche der angegriffene Theil zu seiner Vertheidigung, ein unterjochtes und

geknechtetes Volk in Selbsterhaltung zu seiner Befreiung führt?

Diese Kriege kann, meinen Begriffen nach, auch der friedliebendste Weise nicht verdammen. Freilich muß nur die Vertheidigung keine erkünstelte bloße Form sein, um dahinter den Zweck der Eroberung zu verstecken. Es kann etwa eine Macht den Krieg wünschen, aber sie will nicht der angreifende Theil sein, sie will den Schein der Nothwehr retten. Das ist dann ein falsches Spiel, verächtlicher als die offen auftretende böse Absicht. Bei den Befreiungskriegen aber wird vorausgesetzt, daß das Joch, was dadurch abgeschüttelt werden soll, nicht von zu altem Datum sei. Das Recht zum Kriege müßte sonst für verjährt und der Aufstand für Aufruhr und Empörung erklärt werden. Diese Ausnahmen vorgesehen, bleibt freilich der Kampf eines Volkes zu seiner Selbsterhaltung und Befreiung ein nicht nur berechtigter, sondern ein heiliger. Der Unterschied der Nationalität ist, wie der Racen-Unterschied, vielleicht nicht von ewiger Dauer, aber jedenfalls nicht zu gewaltsamer Austilgung bestimmt. Die Verschiedenheit der Sprache, wie des ganzen Naturells weist offenbar auf entsprechende innere Verschiedenheit bei Gleichartigkeit im Wesentlichen hin und beurkundet einen heilig zu achtenden Schöpfungs-Zweck. Jede Nation zeigt in ihrer Geschichte eigenthümliche Tugenden und Verdienste auf und rechtfertigt damit, wäre es auch nur den Thieren der Wildniß gegenüber, ihre Sonder-Existenz. Sie hat in der Gesammt-Mission der Menschheit ihre besondere Pro-

vinz, ihre eigene culturgeschichtliche Aufgabe. Sind nun Stämme, Völkerschaften, Racen mit der Lösung dieser Aufgabe bis zu einem Puncte gediehen, daß daraus der menschlicheu Gesellschaft im Ganzen Vortheile ersprießen, so werden sie bei friedlichem Verlauf ihrer Entwickelung schon von selbst mit einander in Austausch ihrer Vorzüge und Erfahrungen treten. Das Bedürfniß treibt sie zu einander und veranlaßt sie, gemeinschaftlich die Gesammt-Entwickelung weiter zu verfolgen. Wollte dagegen das in Waffen stärkere und darum sich cultivirter dünkende Volk über das wehrlosere herfallen, um es zu vertilgen, oder zu knechten, so verriethe es damit nicht nur unter der Maske der Cultur noch die schreiendste Barbarei, sondern die durch freie, friedliche Wechselwirkung der Kräfte bedingte Förderung der Gesammt-Cultur müßte auf solche Weise natürlich sich in sich selbst zerschlagen; das Verfahren wäre also nicht nur ungerecht, sondern auch zweckwidrig. [5])

Ein Volk existirt als Volk wirklich nur geschichtlicher Weise, d. h. wenn es sich als ein selbstständiges, von außen unabhängiges, in sich abgeschlossenes Ganze nach eigenem Gesetz bestimmt. Fremdem Gesetz unterworfen oder planmäßig von seinen Unterjochern auf ein geringeres Maaß von Geltung herabgesetzt, oder gar zur Dienstbarkeit gezwungen, ist es nur noch dem Namen nach da, fristet ein bloßes Schein-Dasein, indem es von den Aeußerlichkeiten seiner früheren Größe zehrt. Wer es unterjocht und knechtet, tödtet

es eben damit schon, wenn selbst bei dieser Unterwerfung kein Einzelner das Leben verlöre.

Geht nun auch der Zug der Weltgeschichte sichtlich dahin, die Nationen mehr und mehr einander zu nähern, die Racen zu verschmelzen und das Band der Humanität um alle Völker des Erdballs zu schlingen: so darf diesem Zuge doch, wenn er glücklich zum Ziel gedeihen soll, nicht mit gewaltsamer Hand vorgegriffen werden. Unter einer liberalen, der Nationalität Rechnung tragenden Verfassung können verschiedene Volksstämme friedlich und freundschaftlich neben einander bestehen. Daraus aber folgt noch kein Recht, die, welche sich nicht von selbst zusammenfinden, zusammenzuzwängen. Die Macht der Zeit nicht anerkennen, den Bedingungen allmäliger Gewöhnung keine Achtung schenken, dem Recht der Nationalität auf freie Entwickelung Hohn sprechen, bleibt Völkermord, ein Verbrechen an der Menschheit, frevelvoller als irgend eins, weil unberechenbar in seinen Folgen.

Schon die vollkommeneren Gestaltungen des Naturlebens, Krystallisation, Vegetation, Organisation, lebendige Selbstbewegung, sind in ihrem Werden an das Gesetz allmäliger, friedlicher, vor der Wuth der Elemente geschützter Entfaltung gebunden. Um wie vielmehr also wird die höhere Entwickelung der geistigen Kräfte der Menschheit des Friedens und der Ruhe bedürfen? Eben deshalb aber dürfen auch die Kriege vor der Vernunft keine Heiligsprechung erwarten, die angeblich zur Bekehrung Ungläubiger und zur Bildung Uncultivirter unternommen werden.

Religions- und Culturkriege haben nur Sinn, wenn sie zum Schutz und zur Vertheidigung der bedroheten oder gefährdeten Heiligthümer nothwendig geworden; denn unter allen Schätzen, die ein Volk erringen kann, bleiben freilich sein Glaube, sein Recht, seine Sitte, seine Wissenschaft und Kunst die heiligsten und theuersten. Sie bedingen seine Denk- und Lebensweise, seine Hoffnungen, seinen innern Frieden, seine Seligkeit. Solche Errungenschaften lassen sich mittheilen, lassen sich erringen lehren, aber nicht ertheilen, nicht octroyiren. Das wußten die weisen Griechen wohl, welche, eine kleine Schaar gegen die furchtbare Uebermacht der Perser, die europäische Bildung vor der asiatischen Barbarei zu schützen und zu sichern wußten, es aber verschmäheten, diese zu ihrem Standpunct heranzuzwingen. Stark durch Begeisterung, durch das Bewußtsein vom Gewicht ihres Berufs für die Zukunft Europa's, widerstanden sie siegreich selbst dem Heer eines Xerxes, aber sie verzichteten darauf, die Perser zu bekehren. Jede gewaltsam aufgedrungene Cultur läßt einen Stachel böser Erinnerung zurück, der sie früher oder später wieder in ihr Gegentheil umschlagen macht. So kann eine stark mit Gift gemischte Arznei für den Augenblick heilsam scheinen, aber zugleich einen neuen verderblichen Stoff im Organismus absetzen, der schlimmer zu bezwingen ist als die Krankheit selbst. Freilich, wenn die Cultur darin bestände, die Wilden zu vertilgen und ihr Land mit Weißen zu bevölkern, dann hätten die Kriege der Cultur unermeßliche Dienste geleistet.

Wären die Indianer America's nicht am Ende besser daran gewesen, Heiden geblieben, als Christen geworden zu sein um den Preis einer Feuertaufe, wie die Eroberer sie ihnen auferlegten. Tausende von ihnen sind dieser Art von Bekehrung erlegen, und die vor ihrem Ende noch Anweisung auf jenseitiges Erbarmen empfingen, haben sie damit Schadloshaltung erlangt für den ihnen verbitterten und entrissenen Lebensgenuß im Diesseits? Was soll ein einfaches und harmloses Naturvolk von einer Religion denken, die nach den Worten ihrer Verkündiger die Liebe und der Frieden selbst ist und deren Jünger massenhaft Andersgläubige und gelegentlich sich selbst in scheuslichster Weise verfolgen und niedermetzeln? Mag es sein, daß wenn Karl's des Großen Schwert die Sachsen nicht haufenweise zur Taufe getrieben, Germanien selbst erst spät und sparsam dem Christenthum gewonnen wäre. Die der Prüfung Zeit gönnende und auf Ueberzeugung sich gründende Bekehrung würde eine nachhaltigere gewesen sein und einen tüchtigeren Schlag von Christen gezogen haben. Ja vielleicht wären unsere Altvorderen auf diese Weise sofort zu einer reineren evangelischen Auffassung der christlichen Religion vorbereitet gefunden.

Das Christenthum und die Reformation haben ihre herrlichsten Siege gefeiert mit dem Schwerte des Wortes, mit der Waffe des Gedankens. Eine andere Gewalt, als die des freimüthigen Bekenntnisses, kennt und verlangt auch die Wissenschaft nicht. Aber diese Waffe genügt ihr, sich die Welt zu ge-

winnen. Frei und laut lasse man das Wort der Wahrheit, die Stimme der Vernunft erschallen, und es muß, es wird besser werden auf Erden. Selbst der Babelbau des Pfaffenthums braucht nicht mit fremden Geschützstücken zertrümmert zu werden. Er zerfällt vor der frei werdenden Vernunft in sich selbst, und der Triumph ist dann um so größer und gerechter für uns. [6])

„Was nicht rein ist, wird in nichts verschwinden;
Des Vernichters Hand ist ausgestreckt,
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz versteckt!"

Sind nun die Kriege so schon nach ihrem Zweck nicht als Meisterstück menschlicher Vernunft zu rühmen, so noch viel weniger nach ihren Mitteln, da diese der menschlichen Bestimmung und Würde entschieden widerstreiten und außerdem sehr unzuverlässiger Natur sind.

Gewalt ist die Losung des Krieges, Gewalt für Recht, für Sitte, für Treue des Wortes, für vernünftige Vorstellung. Als Mißachtung und Aufhebung des Rechtszustandes ist der Krieg eben der Rückfall aus der Cultur in den vorgeschichtlichen Naturzustand und würde folgerecht durchgeführt, die Menschheit unter die Thierheit zurückschleudern, wie es denn an einzelnen Proben von Bestialität in keinem Kriege zu fehlen pflegt. [7]) Eine der kriegführenden Parteien betrachtet die andere für außer dem Gesetz, für vogelfrei. Beide bieten Alles auf, sich gegenseitig zu schaden, sich mora-

lisch wie physisch zu verderben. Mit Gründen und Beweisen streiten, sich gütlich zu verständigen, zu überzeugen suchen, gilt für unehrenhaft und feige; dagegen sich schmähen, verdächtigen, verläumden, wozu schon eine gewisse Kraftanstrengung und Verwegenheit gehört, heißt nobel: „Sich die Wahrheit sagen.“ — „Man belehrt sich“, nach der Kunstsprache, „eines Besseren,“ wenn man sich die Köpfe einschlägt oder Kugeln in den Leib jagt. Wer den Platz behauptet, auf dessen Seite ist das Recht gewesen, für den hat Gott entschieden. Man sollte es nicht für möglich halten, daß so gotteslästerlicher Unsinn in unsern Tagen unter Vernünftigen noch Glauben und Anhang finden könnte. Die Faustkämpfe und die Gottesurtheile sind doch als roher Aberglaube seit Jahrhunderten abgeschafft. Wähnt man nun etwa, daß das, was im Einzelnen für ruchlos, frevelhaft, verbrecherisch erkannt ist, geheiligt werden könne durch Massenhaftigkeit der Betheiligung?

Der Rechtszustand wird durch den Krieg indeß nicht nur für die sich befehdenden Mächte als solche aufgehoben, sondern auch für die mit hineingezogenen Einzelwesen auf beiden Seiten verletzt. Die, auf welchen die Last des unmittelbaren Waffendienstes ruht, werden nicht gefragt, ob sie den Krieg für gut, für zweckmäßig, nothwendig halten, ob sie ihn gern mitmachen oder nicht. Sie müssen. Ihre persönliche Freiheit ist aufgehoben, sie sind zu blindem Gehorsam verpflichtet, zur seelenlosen Maschine herabgesetzt. Leute, die nie einander etwas zu Leide gethan haben, die sich lieber mit Freundlichkeit und Liebe begrüßen möchten, werden ge-

zwungen, sich zu hassen, zu verfolgen, zu schaden, zu tödten. Der freie Mann wird für die Dauer des Krieges zum Sklaven, die Person zur Sache, das Individuum zur Ziffer, zum Lückenbüßer, zum lebendigen Sturmpfahl. Ein Pferd steht augenblicklich vielleicht höher im Preise, als das Ebenbild Gottes mit Freiheit und Vernunft. Mit dem Recht auf freie Selbstbestimmung geht der Mensch hier zugleich seines Anspruchs auf Gesundheit, Leben und Lebensgenuß verlustig. Er ist dem Tode geweiht und hat es als eine besondere Großmuth des Geschicks zu preisen, wenn dieses ihm das Leben schenkt, wenn der Schlachtengott ihn mit einem bloßen Denkzeichen an Arm oder Bein, an Kopf oder Brust wieder heimschickt.

Aber auch die nur mittelbar betheiligten, daheimbleibenden Bürger und Bürgerinnen büßen auf die Dauer des Krieges vielfach ihr Recht ein. Männer und Väter, Brüder und Söhne gehören jetzt vorzugsweise dem Staat und nur so nebenbei, für Augenblicke, noch der Familie an. Steuern, Lieferungen, Leistungen, Dienste fordert von ihnen schon der Freund, mit Erpressungen, Plünderung, Entehrung, Verhaftung sucht sie der Feind heim, besonders wenn sie Patrioten genug waren, ihm Widerstand zu leisten. Das Privateigenthum, in Seekriegen bisher eine nur zu oft freigegebene Prise, ist, wenn der Feind es nicht ausdrücklich zu schützen sich verpflichtet, auch im Landkriege durch nichts zu sichern. Wie hoch man auch die strengere Mannszucht und die humaneren Grundsätze der modernen Kriegführung rühmen mag, in einem nach

langer Belagerung mit Sturm eroberten Platz ist der Heerführer oft selbst des Rache schnaubenden Kriegsvolks nicht mehr mächtig. Wie in wilder Empörung entfesseln sich alle Leidenschaften.

„Es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei."

Das im Kriege allein gültige Recht der Stärke hebt die sittliche Weltordnung aus ihren Angeln und stellt sie auf den Kopf. Im Frieden reicht ein unziemliches Wort hin, den, dem es entschlüpft, wegen Beleidigung vor Gericht zu belangen. Im Kriege sind Verräther, Betrüger, Räuber, Mörder geläufige Ehrentitel, womit die Presse der einen Partei die Machthaber der andern becomplimentirt, und das heißt dann freimüthiger Ausdruck der öffentlichen Meinung. Im Frieden qualificirt die Entwendung einer Stecknadel einen Unvorsichtigen zum Diebe. Im Kriege werden Schätze und Güter, Städte und Länder ihren Eigenthümern mit offener Gewalt entrissen und der Raub, wenn er glückt, als Großthat belobt. Im Frieden zieht eine symbolische Mißhandlung des Andern, eine Ohrfeige, ein Nasenstüber Geld- oder Gefängnißstrafe nach sich; man eifert gegen die Prügelstrafe für Verbrecher, stiftet Vereine gegen Thierquälerei und stellt die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe für einen Abschaum von Menschen in Frage. Im Kriege werden Muster von Tugend und Hochherzigkeit zur schaudervollsten Verstümmelung, zur grausamsten Hinrichtung verurtheilt.

Man wende nicht ein, der Krieg sei eine Ausnahme von der Regel, um die Regel selbst aufrecht zu halten. Nur um den Preis einer solchen jeweiligen Zerstörung der sittlichen Weltordnung im Einzelnen vermöge dieselbe sich im Ganzen zu behaupten. Um des Friedens willen werde der Krieg geführt. Auch sei zur Zeit um der massenhaften Wirkung willen, mit der man verfahre, der Krieg von kürzerer Dauer und für die sittliche und rechtliche Ordnung der Dinge unschädlicher. Gegen die dadurch erzielten großen Segnungen könne ein so geringes Opfer gar nicht in Betracht kommen. Allein wie übel bestellt bliebe es um die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit, wenn Gerechtigkeit, gute Sitte, Ordnung, Vertrauen auf keiner besseren Grundlage fußen sollten, als auf dem zeitweisen Umschlag in ihr Gegentheil! Gerade wie wenn Gott sich nicht anders auf dem Throne sollte behaupten können, als daß er bisweilen dem Teufel die Weltregierung überließe! oder als sei eine zeitweise von ihm selbst bewirkte Zerstörung seiner Schöpfung die unerläßliche Bedingung ihrer Erhaltung! Auf die blinde Gewalt der Elemente und den Unverstand der Thiere berufe man sich nicht! Die Periode gewaltsamer Umwälzungen hat die Geschichte des Erdballs hinter sich. Um eine formvolle lebenskräftige Gestaltung hervorzubringen, müssen sich doch auch die sonst einander ausschließenden Elemente einmal vertragen, sich gegenseitig neutralisiren, und was die Thiere anbetrifft, sollen diese unsere, oder sollen wir nicht vielmehr ihre Muster sein? „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?"

wird schon im Evangelium gefragt. Mit den Kriegen gegen Seinesgleichen müßte sich der Mensch aber wahrlich noch vor den Thieren schämen. Diese bekämpfen sich innerhalb ihrer Gattung doch immer nur sehr vereinzelt und ausnahmsweise und dann haben sie ihre trifftigen Gründe dazu. Aber diese massenweise Metzelei und Menschenschlächterei der Kriege, nicht aus Instinct, nicht aus Trieb und Bedürfniß, noch weniger aus Ueberzeugung und freier Selbstbestimmung, sondern auf Commando, dieses sich zu Hunderten und Tausenden Zerfleischen und Zerreißen dürfte, wenn sie dessen Zeuge wären, noch die Ungeheuer der Wüste zur Besinnung bringen und sie ihrem Schöpfer danken lassen, daß er sie nicht zu Menschen gemacht habe.

Die Gewalt ist indeß nicht das einzige Mittel für die Zwecke des Krieges. Auch der Verstand steht in seinem Dienste, auch Klugheit und List werden zu Hülfe gerufen, und selbst der Zufall wird nicht als Bundesgenosse verschmäht.

Die heutige Kriegführung beruht ja auf wissenschaftlichen Grundsätzen, auf gelehrten und scharfsinnigen Theorieen, deren Anwendung und Handhabung wieder Sache besonderer Kunst ist. Außerdem gehören hohe persönliche Tüchtigkeit, Geistesgegenwart, Verachtung der Gefahr und des Schmerzes neben Geschick und Gewandtheit zu den unerläßlichen kriegerischen Tugenden. Allein mit Weisheit und Edelmuth allein wird kein Feind mehr vollständig überwunden. Eine gewisse und nicht immer die lauterste Kriegs-Politik muß Hülfe leisten, dem Gegner im Rücken zu schaden, ihm am

eigenen Herde den Boden unter den Füßen wankend zu machen. Zwar die Unterthanen des feindlichen Machthabers offen zum Abfall aufzufordern vermeidet man, — selbst Machiavell erklärt dies noch für unehrenhaft, — aber sie im Geheimen zum Verrath zu reizen, kann selbst nach Puffendorf Entschuldigung finden, weil dadurch vielleicht Blutvergießen erspart und der Feindseligkeit im Ganzen ein rascherer Verlauf gesichert wird. Man sucht, um gewisser zu gehen, des Gegners Stellung, Stärke und Pläne zu erkundschaften und ihn dagegen über die eigene Lage und Absichten durch falsche Nachrichten zu täuschen. Um das Volk daheim bei Opferwilligkeit zu erhalten und das Vertrauen der übrigen Mächte zu stärken, werden Niederlagen verschwiegen oder vertuscht, Verluste verringert, Siege vergrößert oder erdichtet und die Leistungen der Truppen und ihrer Führer fabelhaft in das Reich der Weltwunder erhoben. Hinterher kommt doch freilich Alles an den Tag, aber dann, meint man, schadet es nichts mehr. Der Schaden, den die Wahrheitsliebe des gemeinen Mannes bei solchen Mustern erleiden muß, rechnet man allerdings für nichts. [8]) Gegen Heroenarbeiten der Kriegs-Politik von diesem Belang kann dann die kleine gewöhnliche Kriegslist wirklich für eine unschuldige Spielerei gelten, von dem hölzernen Pferde an, was Troja erobern half, bis zu dem übelriechenden Parlamentair, der durch seinen Athem den Commandanten sich zu übergeben zwang.

Aber alle Kunst und alle Künste reichen nicht zu, mit Sicherheit den Erfolg des Waffenkampfs im Voraus

zu bestimmen. Der Zufall, der sich allem Menschenwerk so gern beigesellt, spielt bei der Kriegführung eine Hauptrolle, und das gerade bleibt das Bedenklichste daran.

Das Kriegsglück mit seinen Launen und Tücken ist sprichwörtlich geworden. Eine Schlacht gewinnen, sagt man, eine Schlacht verlieren, und gesteht damit ein, daß ihr Ausgang außerhalb menschlicher Berechnung liegt. Veränderungen des Wetters, der Wege, des Wasserstandes gereichen der einen Partei zu unerwartetem Vortheil, der andern zu ungeahntem Verderben. Ohne die plötzliche Anschwellung der schlesischen Gebirgswässer würden 1813 die Franzosen nicht eine so große Niederlage an der Katzbach erlitten haben. Der kalte Winter von 1812 entschied nicht nur über den Feldzug Napoleons nach Rußland und über das Schicksal des größten Theils seiner Heermasse, sondern führte mittelbar seinen eigenen Untergang mit herbei. Auch die Leistungsfähigkeit von Menschen und Thieren ist nie ganz zutreffend zu bestimmen. Erkrankungen und Ermattungen, der Verlust oder das verspätete Eintreffen dienstlicher Mittheilungen und hundert andere kleine Unfälle können die Pläne des Feldherrn in einer Weise durchkreuzen, daß sie scheitern müssen, und eine Menge Menschen unnütz um das Leben kommen. Aber selbst wo von allem dem nichts dazwischen tritt, der Streiter im Treffen bleibt immer der Spielball des Ohngefährs. Im Getümmel der Schlacht sichern die eigenen Reihen den Freund vor dem Freund nicht, wie viel beklagenswerther, wenn aus so zarten Verbin-

dungen die Verhältnisse den Einen in dies, den Andern in jenes Heerlager geschleudert haben! Was sagt der Reitersmann in Wallensteins Lager?

„Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib weg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sacht bei Seite tragen."

Die Schießwaffe, wie sie in neuester Zeit so beliebt geworden, mit massenhafter Wirkung in die Ferne, ist recht eigentlich die Blindheit und Grausamkeit des Zufalls in verkörperter Gestalt. Der Schütz ersieht sich nicht mehr seinen Mann, noch weniger den Fleck, wo er ihn unschädlich machen will. Genug, daß die Kugel irgend wen und irgend wo trifft. Reißt das Geschütz ganze Rotten mit einem Male nieder, um so besser. Wenn die Granate weithin nach allen Seiten Tod und Verderben sprüht, desto vollkommener der Triumph der Kunst. Es ist ein unseliger dämonischer Zug der Zeit, der seinem Vernichtungsdurst immer mörderischere Zerstörungsmaschinen, immer grausamere Feuerwaffen ersinnt, wie es denn auch Mephistopheles ist, dem Göthe das Bekenntniß in den Mund legt:

„Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich."

Bei Solferino sind wenig Hieb- und Stich-, aber desto mehr Schußwunden bemerkt worden. So droht die Technik des Gefechtes zum seelenlosen Mechanismus herabzusinken. Die Bravour, die dazu gehört, Aug' in Aug' mit dem Gegner zu kämpfen, beschränkt sich

zuletzt darauf, des Schießens nicht müde zu werden und dabei jeden Augenblick gefaßt zu bleiben, sich erschießen zu lassen. Dazu bedarf es dann aber keiner Elite, keiner Freiwilligen-Corps mehr; das schlechteste Gesindel wäre dazu abzurichten. Am Ende ist doch noch ein Unterschied zwischen Kopf und Kopf. In dem einen ruhen die Pläne zu den gewichtigsten Unternehmungen für die Menschheit, die Schlüssel zur Eröffnung einer ganz neuen Seite des Weltlebens; im andern braus't vielleicht nur der Pflanzen-Geist von Traube und Aehre. Er führt ein in Schmerz und Lust krampfhaftes Dasein und läuft heute mit eben so fatalistischer Blindheit in's Feuer, wie gestern zum Roulet oder an den Schenktisch. Die Kugel aber kennt keinen Unterschied, und vor der Kanone sind Alle gleich. Mit Recht klagt daher Tiedge, wo er Kleist's Tod bei Kunersdorf beweint:

„Welche Fäden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt!"

Doch der Tod selbst, wenn er nur sicher wäre, wenn er nur schnell käme, bliebe für den Fallenden der Uebel größtes nicht. Aber die qualvolle Schwebe zwischen Leben und Sterben; Stunden, Tage, Wochen lang zermartert daniederliegen und nicht sterben können, wo gäbe es für solchen Jammer Trost und Vergütung? Das ist des Zufalls satanische Grausamkeit, daß die Verstümmelungen, die er anrichtet, gräßlicher sind als seine Zerstörungen. Die Schlachtfelder Italiens und der Krimm, welchen Anblick boten sie nach beendeter Blutarbeit! Wer hat die Schilderungen ohne Grauen

lesen können? Aber wen hätte nicht auch ein heilig zürnend Weh ergriffen „um die Menschheit, die der Wahn erwürgt?!" — Hier ein von Schmerz verzerrtes, von Wunden entstelltes Antlitz, dort lebende Trümmer einer der edelsten Menschengestalten, haufenweis Halb- und Scheintodte unter starren Leichen! Wie viel Hände bemüht sind, Blutungen zu stillen, Wunden zu verbinden, Linderung und Labsal zu spenden, die Zahl, die Kräfte der Helfer stehen in keinem Verhältniß zu dem, was die Mordmaschine leistet. Hunderte verenden, ihrem Schicksal überlassen, auf der Wahlstätte oder während der Fortschaffung. Wer bürgt dafür, daß nicht hier, daß nicht in jedem Kriege Menschen, wie lebendig verbrannt, so auch lebendig begraben wurden? Freilich die Todten reden nicht mehr, und den Klageschrei der Sterbenden erstickt der Lärm der Trommel und das Gebrüll der Feuerschlünde. Aber wer, wenn er des Entsetzlichen Zeuge gewesen, wagt noch, vor Gott und Menschen die Vertheidigung der Kriege zu führen? wer, ihr Lobredner zu sein? Welcher Vernünftige vermag, in diesen schaudervollen Verheerungen und Zerstörungen, womit Allem, was Menschen heilig und theuer, Hohn gesprochen wird, wer vermag mehr darin als des Zufalls blinde, tolle Unvernunft zu erkennen? und wie viel Blödsinn gehörte dazu, behaupten zu wollen, das müsse für alle Ewigkeit so sein, anders lasse sich die sittliche Weltordnung unter Menschen nicht aufrecht erhalten?!

Bleibt es Kurzsichtigkeit, die Kriege um ihrer Zwecke willen heilig zu sprechen, und lassen sich vor

der gesunden Vernunft noch weniger ihre Mittel rechtfertigen, so sind ihre Folgen es, die sie vollends verdammen. Welches sind diese Folgen für den Sieger, für den Besiegten, für die Gesammtheit?

Der Sieger hat ja augenscheinlich vom Kriege Vortheile genug, um sich für seine Opfer mehr als entschädigt zu halten. Sein Selbstgefühl ist befriedigt, er hat seine Ansicht geltend gemacht, seinen Willen durchgesetzt, im glücklicheren Falle Land erobert und den Feind zur Erstattung der Kriegskosten, zur Zahlung von Tribut gezwungen. Seine Macht wächst, sein Ansehn und Einfluß steigen. Nicht nur, daß Civilliste und Apanagen sich erhöhen, der neu bereicherte Kron- und Staatsschatz lassen auch Unternehmungen im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt zu, die sonst nicht möglich waren. Aber erhält der Einzelne im Volk auch seinen Einsatz? Der Erzbischof von Rheims in Schillers „Jungfrau von Orleans" verneint es.

„Die Todten stehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
Geweint! Das kommende Geschlecht mag blühen;
Doch das vergang'ne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter."

Wie Viele bleiben verarmt, aus der Laufbahn gerissen, im Wandel zerrüttet, der Gesundheit beraubt, an Krücke oder Stelzbein gefesselt! Ganze Gemeinden haben sich mit Schulden überladen und bedürfen vielleicht mehr als ein Menschenalter zu deren Abbürdung. Abgaben, die der Krieg geschaffen, kommen nie so schnell

wieder in Wegfall, als zuvor auf die Bahn. Das Volk, das angestammte wie das neu hinzugekommene, macht Ansprüche, die in Verlegenheit setzen. Man hat ihnen vorher Versprechungen gemacht, die sich nachher nicht erfüllen lassen. Bei den übrigen Mächten erregt der Sieger nicht nur Bewunderung, sondern auch Neid, Mißgunst, Besorgniß. Der überwundene Feind ist noch nicht der überzeugte, der gedemüthigte nicht der versöhnte. Er erlauert den Augenblick der Rache und spinnt inzwischen Intriguen und Coalitionen. Kurz, der Friede erzeugt, indem er die alte Spannung beseitigt, eine Kette von neuen und wölbt so die Brücke von einem Kriege zum andern.

Noch übler gestaltet sich dies Alles natürlich für den Besiegten. Auf ihm lastet der Kriegsdruck ungeschwächt noch im Frieden fort. Das Volk erträgt die Schmälerung seines Wohlstandes, seiner Geltung nicht immer mit verbissenem Grimm; es grollt und murrt und schiebt die Schuld alles Unglücks auf seine Leiter und Führer. Eine geschwächte Nation wird immer leichter die Beute innerer Parteiung und ist stets mehr zu Unruhen geneigt, als die, welche im Stolz auf glänzende Erinnerungen ein Alle einigendes Band hat. Um jene zu neuen Hoffnungen zu ermuthigen und sich selbst vor Bürgerkrieg oder Abfall zu wahren, kann die besiegte Macht sogar die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten nach außen als eine von der Politik gebotene Maaßregel ansehen und dazu als letztem Mittel ihre Zuflucht nehmen.

Für die Gesammtheit ist der Krieg niemals von heilsamer Folge. Liegen auch nur zwei Staaten mit einander in offener Fehde, so bleiben auch die Nachbarn, mittelbar der ganze Welttheil nicht unberührt davon. Handel und Gewerbe stocken, mit Ausnahme der wenigen etwa, die vom Kriege leben; das Vertrauen schwindet, der Credit ist erschüttert, das Capital entwerthet sich, die Effecten neigen zum Gefrierpunct, der Besitz wird zur Last, Kunst und Wissenschaft feiern, und selbst die Kirchen füllen sich mehr aus Angst als aus lauterer Andacht. So vielen Uebeln kann kein Friede mit einem Schlage ein Ende machen. Man freut sich seiner wohl in Hoffnung besserer Zeiten. Aber der Trost, daß „neues Leben sprießt aus den Ruinen,“ läßt nicht vergessen, um wie viel weiter man ohne diesen Krieg vorwärts gekommen wäre. Seine Nachwehen machen sich noch lange genug fühlbar, und bis sie ganz verwunden sind, klopft vielleicht schon der nächste Nachfolger an die Thür. Der eingerissenen Sittenverwilderung wird man nicht, wie der Seuchen und Lazarethfieber, binnen Jahr und Tag Herr. Brodlos gewordene Söldner, der Arbeit wie der Heimath entfremdet, nur gewöhnt, zu befehlen, zuzugreifen und d'reinzuschlagen, machen Stadt und Land unsicher oder füllen die Armen- und Zuchthäuser. Invaliden, milderen Sinnes, fallen der Privatwohlthätigkeit zur Last. Sie brauchen nicht zu betteln, ihr ganzer Aufzug fordert das Mitleid heraus. Das Bedenklichste aber ist, daß die Stimmung des öffentlichen Lebens überhaupt eine empfindlichere und reizbarere geworden. Man hat

sich das Kriegswetter zu rasch zusammenziehen, zu plötzlich, zu gewaltsam sich entladen sehen, um jetzt nicht selbst den hellen Sonnenschein mit Mißtrauen zu betrachten. Man weiß es, wie viel Kriegsstoff der feierlichste Friedensschluß, die förmlichste Congreß-Acte noch übrig lassen, und daß ein einziger Funke hinreicht, den Zunder in Brand zu setzen. Der Genius der Menschheit aber verhüllt sein Angesicht voll Trauer und Schaam, daß sein Pflegling von Neuem wieder eine seiner schönsten, seiner gerechtesten Hoffnungen vereiteln konnte.

Die Folgen des Krieges sind also nicht minder unzuverlässiger Natur als seine Zwecke und Mittel. Er erzwingt für den Augenblick Ruhe und Ordnung, gefährdet sie aber für die Zukunft. Der durch ihn geschaffene Friede nährt den inneren Unfrieden. Was er in's Werk zu richten sich vermißt, ist nicht mit Gewehrkolben und Kartätschen herzustellen, sondern nur mit der Waffe geistiger Ueberlegenheit, im Wege der Erkenntniß und Ueberzeugung. Sich solcher Weise mit Seinesgleichen verständigen zu können, ist des Menschen höchster Vorzug vor dem Thiere; es zu sollen, seine Aufgabe und Bestimmung. Für den Krieg hat die Natur ihn nicht gerüstet. Haben Noth und Nachdenken ihn gelehrt, sich zu seiner Sicherheit für die ihm vorenthaltenen natürlichen Waffen künstliche zu schaffen, so räth ihm doch der eigene Vortheil schon, diese nur gegen Thiere zu gebrauchen, die ihm schaden, nicht gegen solche, die ihm nützen. Wie viel weniger

also wird er sie gegen seine Mitmenschen kehren dürfen, da der Mensch dem Menschen jedenfalls das nützlichste Geschöpf auf Erden bleibt! Je mehr, je tüchtigere Menschen in der Welt, je angemessener sie über die Erdoberfläche vertheilt sind, desto größer die Sicherheit gegen den gemeinsamen Feind der blinden Naturgewalt, desto höher die Ueberlegenheit über die Thierwelt. Mit den Kriegen, welche Mehrung, Gedeihen, Vervollkommnung und Ausbreitung der Menschen vielfach hemmen und erschweren, handelt demnach die Menschheit im Großen ihrem eigenen Interesse schnurstraks entgegen. Man geht dabei mit dem Menschenleben so verschwenderisch um, als habe es weiter keinen Werth, und als ob es niemals daran fehlen könne. So gewiß aber das Individuum, der Stamm, die Race sich ab- und auslebt, so gewiß früher oder später auch die Gattung. Auch sie hat ihr vorbeschiedenes Maaß von Kräften. Zart und wahr sagt unser Dichter:

„Und die Zeit, von Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.“

Die Kriege erweisen sich somit in jeder Beziehung als ein Product menschlicher Unvernunft, das sich nur darum so lange in Ansehn und Geltung hat erhalten können, weil es, mit einem Reichthum an materiellen Mitteln ausgestattet, Verstand, Ordnung, Kunstgeschick, Drang nach weitgreifender Wirksamkeit in seine Dienste zwingt. Dadurch erhält die Unvernunft einen vernünftigen Anstrich, einen Schein von Vernunft, aber

nicht das Wesen derselben.[9]) Gewiß hat man die Kriege vollkommen nach Gebühr gewürdigt und ihnen weder zu viel noch zu wenig Ehre erwiesen, wenn man sie als ein verständiges Product menschlicher Unvernuft begreift. Dabei drängt sich dann freilich von selbst dem Denkenden die Frage auf, wie denn unter uns überhaupt noch Kriege möglich sind. Die Antwort hierauf giebt der zweite Theil unserer Betrachtung an die Hand.

II.

Wie sind in unsern Tagen zwischen civilisirten Völkern überhaupt noch Kriege möglich?

Die Völker, als solche, das läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, wollen den Krieg nicht; sie haben, den Fall der Vertheidigung und Befreiung abgerechnet, keinen Vortheil vom Kriege, wohl aber Schaden und Unheil genug. Es sind also immer nur Einzelne, die mit oder ohne Beruf den Krieg im Namen des Volks beschließen und die Andern dann gegen deren Willen und bessere Ueberzeugung mit fortreißen. Wer sind diese Einzelnen? Sie gehören keiner Classe und keinem Stande ausschließlich an, finden sich vielmehr in allen Lebenskreisen. Da das Vorurtheil von der Unvermeidlichkeit, ja, von dem Nutzen der Kriege ein so allgemein verbreitetes ist, und die Denkweise der Menschen im einzelnen Fall ganz von selbst ihre Handlungsweise bedingt, so darf es uns nicht Wunder nehmen, in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft Friedensstörer zu finden, die, wo ein Krieg möglich ist, das Ihrige thun, ihn herbeiführen zu helfen, oder anderen Falls das Erforderliche zu

seiner Verhüthung unterlassen. Am meisten sind dieser Gefahr begreiflich diejenigen ausgesetzt, welche die Vertretung der öffentlichen Angelegenheiten zur Berufspflicht haben, oder sich dieselbe zum Geschäft machen. Allerdings fällt auch so noch die Schuld nicht dem Stande als solchem zur Last, sondern nur einzelnen irrenden, ungeschickten, unwillfährigen oder böswilligen Gliedern desselben. Um sie zu ermitteln, bleibt aber nichts übrig, als das, was in dieser Beziehung gefehlt und gesündigt werden kann, nach den einzelnen Ständen zu verfolgen. Diese Methode hat sich mir bei der Erledigung eines verwandten, nicht minder wichtigen Thema als sehr zweckmäßig bewährt. [10])

Wir beginnen unsere Musterung mit dem Stande der Regierenden, denen überall die Entscheidung über Krieg und Frieden formeller Weise vorbehalten ist und die zur Kriegserklärung wenigstens den Namen hergeben.

Von den Regenten unserer Tage läßt sich, der bei Weitem größeren Mehrzahl nach, ebenfalls mit Sicherheit annehmen, daß sie den Krieg nicht wünschen, nicht lieben, ihn nicht von Herzen wollen. Für einen besonnenen und gewissenhaften Fürsten bleibt es ohne Zweifel schon eine der peinlichsten seiner Berufspflichten, Jemanden überhaupt zum Tode zu verurtheilen. Hat ein Verbrecher das Leben verwirkt und wird das richterliche Erkenntniß dem Monarchen zur Bestätigung vorgelegt, so nimmt dieser sich Zeit, die Acten, den Gang der Verhandlung, die besonderen Verhältnisse und den Charakter des Missethäters sorgfältig zu prüfen, ehe er

eine Entscheidung trifft, und doch liegt ihm hier bereits das Urtheil gesetzeskundiger, selbstständiger und an der Sache nicht betheiligter Richter, sogar von mehreren Instanzen vielleicht, vor, und Religion und Vernunft stehen ihm zur Seite. Wenn er aber eine Kriegserklärung oder deren Annahme unterzeichnet, soll er mit einem Federzuge den unverschuldeten Tod von Hunderten und Tausenden seiner tüchtigsten und treuesten Unterthanen und viel Jammer und Noth für sein ganzes Volk verfügen und gut heißen; aber nur ja recht schnell, nur ja ohne langes Besinnen, damit der Feind nicht inzwischen einen nicht wieder einzuholenden Vorsprung gewinne. Und mit welchem Rechte soll der Regent dies? Mit keinem andern als dem des Herkommens, der Ueberlieferung, des bösen Beispiels und der augenblicklichen Verlegenheit. Das Recht der Vernunft und die Lehre des Christenthums hat er dabei nicht für sich, sondern gegen sich. Man erwäge dies, und man wird gestehen, daß kein denkender, kein gutgesinnter Fürst die Kriege wünschen kann.

Aber wenn die Kriegsfrage dem Regierenden zur Beschlußfassung vorgelegt wird, ist die Sache in der Regel in den Vorstationen schon so verfahren, durchwirrt und verknittelt, daß es scheinen kann, dies Gewebe von Mißverständnissen und Mißdeutungen, von Leidenschaft und Intrigue sei gar nicht anders mehr als mit dem Schwerte zu lösen. Der Krieg wird ihm also zur Ehrensache gemacht. Damit nicht etwa auf ihn oder die Nation der Verdacht der Feigheit, der Furcht und Kleinmüthigkeit falle, muß losgeschlagen

werden. Neben den bereits gerügten, für Alle so verderblichen Vorurtheilen haben die Regenten ihrerseits häufig noch von der Unklarheit und Verworrenheit so vieler ihrer Untergebenen über die Bedeutung und die Befugnisse der Souverainetät zu leiden. Die überschwänklichsten und maaßlosesten Vorstellungen sind davon in Umlauf. Ich habe mich andern Ortes hierüber freimüthig und, wie ich mir schmeichle, gründlich genug ausgesprochen und beschränke mich deshalb für jetzt auf Folgendes. [11])

Souverainetät ist der technische Ausdruck, das Fremdwort, um die Selbstständigkeit des Staatslebens zu bezeichnen, seine Unabhängigkeit von dem Interesse und dem Willen anderer Staatsmächte, wie von dem Privat-Interesse und dem Belieben einzelner Staatsbürger in seiner Mitte. Was für das Einzelwesen persönliche Freiheit und Selbstbestimmung, das ist für das staatliche Gemeinwesen Souverainetät. Den Regenten wird Souverainetät zuerkannt, sofern sie die Organe und Repräsentanten des Gesammtwillens und des Gesammt-Interesses der Staatsbürger sind. Souverain ist der Regent immer nur in innigem organischem Zusammenhange mit dem Staate, mit dem Volke, dessen Oberhaupt er ist. Als solches hört er nicht auf Staatsgenosse zu sein. Es ist eine veraltete und außerdem in sich unwahre Auffassung seiner Stellung, den Regenten, wie es noch von Kant geschieht, als Staats-Eigenthümer den Staats-Genossen entgegenzusetzen. Getrennt vom Rumpf, wird das Haupt zum Schädel, allerdings der Leib ohne Kopf

meist auch zum Leichnam. Indeß kann der Staatskörper doch eher ein neues Staats-Oberhaupt, als dieses jenen aus sich selbst reproduciren. Genug ein Souverain ohne Volk, ohne Reich ist eigentlich kein Souverain mehr und wird höchstens noch aus Höflichkeit als solcher geehrt. Wesentlich aber hört seine Souverainetät schon auf, sobald der Regent irrthümlich oder wissentlich dem Interesse des Staates und des Volkes entgegenhandelt und dafür sein individuelles, sein Familien- oder Standes-Interesse unterschiebt.

Nur von Bedeutung, nur eine Wahrheit als Ausdruck, als Veranschaulichung und Verwirklichung des staatlichen Gesammtlebens ist die Souverainetät für ihren Repräsentanten kein Privilegium der Willkühr. Sie berechtigt ihn nicht zu einer Obervormundschaft über seine Unterthanen, wo es sich um deren Leben, Gesundheit, Freiheit, Vermögen handelt, noch weniger verleiht sie ihm Eigenthumsrechte über Leib und Seele der Staatsbürger. Diese sind um ihrer selbstwillen da und haben keinesweges die Bestimmung, als Material für die Experimente der Staatsregierer verbraucht zu werden. [12]) Im Verhältniß des Frohnherrn zum Leibeigenen will heut zu Tage bewußter und ausgesprochener Weise auch kein König und Kaiser mehr zu seinen Untergebenen angesehen sein, und er würde sich wenig geschmeichelt fühlen, gedächte man ihn mit solcher Unterstellung zu ehren. Thatsächlich aber stellt leider der Krieg dieses für Regierende und Regierte so unwürdige Verhältniß in aller seiner Härte wieder her, und schon bei der Ent-

scheidung über Krieg und Frieden spukt viel von dem Unwesen mit hinein, nur daß die Betheiligten sich dies selbst nicht klar zu machen wagen.

Die gewöhnliche Praxis, selbst in constitutionellen Staaten, ist ja die, daß die Regierenden den Krieg anfangen, oder sich auf ihn einlassen, sich zu ihm rüsten, ohne vorher die Volksvertretung zu Rath zu ziehen. Man verfährt also vorläufig nach eigenem Gutdünken, octroyirt seine Auffassung des Staats- und National-Interesse's dem Volk ohne Weiteres und verlangt von dessen Vertretern, wenn man sie der Geld-frage wegen beruft, hinterher die Gutheißung. Scheinbar hat zwar das Parlament die Entscheidung noch immer mit in der Hand. Wenn es zu der geforderten Kriegssteuer oder dem beliebten Anlehen seine Zustimmung nicht giebt, könnte vielleicht das bereits vorbereitete Drama gar nicht in Scene gehen. Allein, wenn die Regierung den Krieg einmal für nothwendig erklärt hat, so ist meistens auch schon dafür gesorgt, daß ihr von der Majorität die Mittel dazu bewilligt werden. Es ist dann gewöhnlich schon Alles so weit gediehen, daß die Abgeordneten der Nation nichts mehr verweigern können, ohne eine noch größere Gefahr für das Land herbeizuführen. Man sollte deshalb lieber, sobald die Cabinette mit ihrem Notenwechsel in Zwiespalt gerathen, die urtheilsfähigen und unabhängigen Männer der Nation zusammenberufen, ihnen den Fall zur Prüfung vorlegen und anfragen, ob nicht Jemand von ihnen eine ehrenvolle Auskunft, den Streit ohne Krieg zu schlichten, vorzuschlagen wisse, oder die

Vermittelung selbst zu übernehmen sich getraue. Würde auf beiden Seiten den Staatsbürgern in solcher Weise zu rechter Zeit das Wort gegönnt, so ist kein Zweifel, daß mindestens in hundert Fällen neun und neunzig mal es wirklich nicht zum Kriege käme. Aber wie uneinig sonst auch die Cabinette sein mögen, darin scheinen sie immer einig, die Völker um Alles in der Welt nicht ihr Interesse selbst wahrnehmen zu lassen. Dies Verfahren eben hat auf die Regenten den Verdacht gebracht, als hätten sie für sich ein Interesse am Kriege, mit dem sich das Völker-Interesse nicht wohl vertrüge, und deshalb dürfe den Nationen nicht die Wahl gelassen werden, ob sie Krieg haben wollen oder nicht. Sie würden, fürchtet man, ihn niemals wollen; aber sie *sollen* ihn wollen. Doch wenn die Staatsbürger auch da nicht einmal gefragt werden und eine Meinung äußern dürfen, wo es sich um ihr Leben oder ihren Tod handelt, was giebt es dann noch Wissens- und Berathenswerthes von Staats-Angelegenheiten für sie? [13])

Die Pflicht, dem Vaterlande, dem wir Leben, Sicherheit, Ehre, Hab und Gut danken, diese Güter, wenn es Gefahr leidet, willig zum Opfer zu bringen, oder eigentlich nur zurückzuerstatten, diese Pflicht folgt von selbst aus dem Verbande der Staatsbürger zu einem Gesammtwesen, und ihrer wird sich kein Vernünftiger weigern. Bei einem civilisirten Volke ist es nicht nöthig, die Militairpflichtigen Nachts im Bett zu überfallen und sie so buchstäblich zum Kriegsdienst *auszuheben*, weil sie sonst vielleicht dem theuren

Vaterlande entwischen könnten. Wenn aber nun leichtfertiger, selbstsüchtiger, eitler oder boshafter Weise die Gefahr über das Vaterland heraufbeschworen ist, können Religion, Recht und Vernunft auch dann noch die Staatsbürger für verpflichtet erkennen, dem Begehr ihrer Dienste, ihrer Selbst-Aufopferung gehorsam zu entsprechen?

Es ist keine Frage, daß mit der Entscheidung über Krieg und Frieden den Regenten nicht nur eine furchtbare Verantwortung auf das Gewissen geladen, sondern zugleich eine Gewalt in die Hände gegeben ist, die einen eitlen, beschränkten und egoistischen Herrscher in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, als Dynast und als Landesherr leicht zum entsetzlichsten Mißbrauch derselben verleiten kann. Selbst wenn er nur dem Namen nach, nur repräsentativer Weise den Oberbefehl über das Heer führt, ohne bei einer ernsten Unternehmung an die Spitze desselben zu treten, kann er es schon für gut befinden, abwechselnd immer einen Theil seiner Truppenmacht im Felde zu beschäftigen, um damit das Ganze wehrtüchtig, streitkräftig, kampflustig zu erhalten. Ein stets offenes kleines Kriegstheater, wenn auch jenseit der Berge oder des Meeres, scheint eine strengere und erfolgreichere Bildungsschule abzugeben, als die, wenn immerhin anstrengende, doch an sich keineswegs lebensgefährliche Spielerei eines Manoeuvre. Allein ein nur zur Beschäftigung und Uebung der Leute unternommener Krieg ist eben auch nichts als ein Spiel, aber ein herzloseres, frivoleres, grausameres, weil dabei mit der Gefahr

gespielt wird und Leben und Tod von Menschen als Spielmarken dienen.

Ist der Fürst nicht nur dem Namen nach, sondern in der That Oberanführer des Heeres, also Soldat und Feldherr von Fach, so liegt darin für sein Volk, für sein Zeitalter die Gefahr unabsehbarer Kriegswirren. Er treibt das Handwerk dann aus technischem Interesse, gewisser Maaßen aus Liebhaberei und, wenn er glücklich operirt, mit Leidenschaft. In den meisten Fällen aber wird er schon darum mit Erfolg arbeiten, weil er Material und Handwerkszeug, Menschen und Geld genug hat, seine Unternehmungen zu forciren, zu erzwingen. Ist dies, so wandelt der Held sich leicht zum Eroberer um, dessen Ehrgeiz die Gründung einer Weltmonarchie fordert. So haben Cyrus, Alexander, Napoleon begonnen, so geendet; wogegen Friedrich II. darin am größesten glänzt, daß er sich mitten im Siege zu beschränken und zu rechter Zeit aufzuhören verstand. Dem Stolze Jener aber schmeichelte es, sich, wie Wallenstein, sagen zu können:

„So Vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen
Und setzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen."

Sie vergaßen dabei, daß so ein glückhaftes Schiff in dem Maaße für Volk und Führer unsicherer und gefahrvoller wird, als es sich mit Menschen überladet. In kleineren Staaten leben Regenten und Unterthanen

nicht nur in der Hinsicht glücklicher, daß ihnen die auswärtige Politik weniger Sorgen und Kosten verursacht, sondern auch in der, daß sich der nächste Zweck des Staatslebens nach innen sorgfältiger wahrnehmen läßt. Es geht darin Alles mehr patriarchalisch her. Der Souverain weiß da vielleicht noch, wie viel Röcke Jeder seiner Unterthanen hat und wann er wieder einen neuen gebraucht. Reiche dagegen von halber oder ganzer Mondesgröße können sich meist nur als Despotieen behaupten. Das Wunder aber, vorübergehend ein solches Reich wirklich herzustellen, wird gering, wenn man bedenkt, daß, wem alle Mittel zum Zweck gleichgültig sind, wer vor tausend- und hunderttausendfachem Mord und Brand nicht zurückschrickt, sich mit einigen Strebensverwandten am Ende zum Herrn des ganzen Erdballs machen kann, da Alles auf seiner Oberfläche zerstörbar ist.

Vom militairischen Kriegs-Interesse des Monarchen unterscheiden wir das dynastische. Der Erste seines Stammes, der sich auf den Thron emporgeschwungen, wird dies meist nicht ohne Hülfe der Kriegerkaste vermocht haben, der er von Hause aus angehört. Auf sie bleibt dann er, bleiben seine Nachkommen angewiesen, so lange die Anerkennung der neuen Dynastie von außen, wie nach innen hin nicht eine durchgängige und allgemeine ist, und so oft der formell anerkannten eine wirkliche oder eingebildete Ehrenkränkung oder Rechtsschmälerung widerfährt. Im allgemeinen Interesse muß man wünschen, daß die Fürsten wenigstens ihre dynastischen Streitigkeiten per-

sönlich unter einander abthun möchten, da die Völker, welche dieselben ausfechten sollen, sie meist gar nicht zu beurtheilen und zu würdigen vermögen. Der Friede dieser könnte am besten berathen scheinen, wenn den neuen Dynasten sofort alle Souveraine entweder einmüthig anerkennen, oder ihm eben so vereint sofort mit allen Kräften entgegentreten wollten, um es zu einem Kriege erst gar nicht kommen zu lassen. Dem stehen aber zwei Grundsätze des sogenannten Völkerrechts entgegen, wovon der eine fordert, die usurpirte Souverainetät de facto jedenfalls zu respectiren, damit die laufenden Geschäfte zwischen Staat und Staat keine Unterbrechung oder Aufschub erleiden, de jure ihr aber so lange das Anerkenntniß zu verweigern, als die legitimer Weise zur Souverainetät Berechtigten noch nicht sämmtlich Todes verblichen sind, oder ausdrücklich Verzicht geleistet haben. Man sieht, zu welchen Wirrsalen solche Theorieen führen können, und wie ihnen vielleicht erst die Blüthe von mehreren Generationen zum Opfer fallen muß, bevor man sich entschließt, sich einmal über sie hinwegzusetzen.

Was übrigens die Anerkennung n a c h i n n e n betrifft, so bleibt das ja ein kümmerlicher Trost schwacher Regenten, ihren Thron schlimmsten Falls von den Bajonetten und Kanonen ihrer Soldaten geschützt zu wissen; das dagegen der gerechte Stolz weiser und edler Herrscher, sich, wie Graf Eberhard im Bart, rühmen zu können, daß sie ihr Haupt sorglos in den Schooß jedes ihrer Unterthanen legen dürften. Einem solchen, inner-

lich mit seinem Volke einigen Souverain wird auch die äußere Anerkennung nicht leicht entgehen.

Als Landesherr kann der Regent ein Interesse am Kriege haben, oder ihm in dieser Eigenschaft dasselbe vorgespiegelt werden, sofern damit die Möglichkeit geboten ist, an Land, an Macht, an Einkünften, an Sicherheit und Glanz seines Hauses Zuwachs zu gewinnen. Wie leicht aber solche Rechnung fehl schlägt, wissen wir schon; und daß, selbst wo sie zutrifft, das Glück des Landesherrn dadurch nicht gemehrt, das des Volkes aber jedenfalls gemindert wird, sagt sich Jeder bei einigem Nachdenken selbst. Wird aber der Krieg nur als Maaßregel ergriffen, die Finanzen zu heben, den Staats- und Kronschatz oder die Privat-Chatoulle zu bereichern, so würdigt man damit die Staats- und Volkswirthschaft zu einer Land- und Viehwirthschaft herab. Ein solcher Oekonom calculirt etwa: „So und so viel lebendiges Inventar hast du übernommen, in dem und dem Verhältniß vermehrt es sich durchschnittlich, mithin — kannst du alljährlich so und so viel davon abschlachten oder verkaufen, um den und den Vortheil davon zu ziehen.“ Das Scheuslichste in dieser Art bleibt der förmliche Handel mit Soldaten, wie der Fürst in Schiller's „Kabale und Liebe“ ganze Regimenter verkauft, um für den Erlös seiner Maitresse Brillanten anzuschaffen. [14])

Zu einer Regierungs-Maxime wird der Krieg, wenn man ihn pflegt, um das Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten und namentlich die etwa gefürchtete Soldateska zu zügeln. Bei langem Frieden machen Wissen-

schaft und Kunst mächtige Fortschritte, die Industrie nicht minder, der Wohlstand hebt sich, die Cultur wird Gemeingut, das öffentliche Urtheil dreist und unbequem. Vermögen die Staatenlenker mit solchem Aufschwung sich nicht in gleicher Höhe zu behaupten, so gerathen sie allerdings in Verlegenheit und Gefahr. Quacksalber dünken sich weise und rathen zum Aderlaß, wo nichts fehlt, als Bewegung und Uebung der Kräfte. Furcht ist leichter als Ehrfurcht zu erzeugen und scheint sicherer. »**Rex tremendae majestatis**« klingt ihnen ehrenvoller als »**Amor et delitiae generis humani,**« „König der Schrecken" mehr als „Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts." Der Krieg macht es ihnen möglich, den Culturstaat auf den Naturstaat zurückzuschrauben. Der Unterthan hat nichts eigen, was ihm nicht unter dem Vorhalten, es sei um die Rettung des Vaterlandes, entrissen werden könnte. Angst vor dem Aeußersten macht die Menschen nachgiebig, geschmeidig, geduldig. Gegen Elend und Pein, wie man sie täglich zu sehen oder zu hören bekommt, erscheinen die sonst mit Mißmuth und Unwillen ertragenen Scheerereien und Plackereien wie eine besondere Gunst des Geschicks. Nun dürfen nur einmal zwei oder drei solche in ihrem Gewissen starke Schwachköpfe zu gleicher Zeit regieren, so werden sie sich ohne Worte, lediglich mittels der so beliebten Logik der Thatsachen, bald genug dahin verstehen, rein zu ihrer Bequemlichkeit und größeren Sicherheit ihre Völker sich von Zeit zu Zeit in genau bemessenen Dimensionen todtschlagen zu lassen.

Hier ist der Ort, die Frage zu berühren, ob die Republik als solche die Völker vor Kriegen schützt. Kant scheint dies für gewiß anzunehmen. Der erste seiner Definitiv-Artikel zum ewigen Frieden lautet: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republicanisch sein.“ Wir wissen, daß Rom, Karthago, Venedig, Genua Republiken waren und daß sie, wie die modernen transatlantischen Freistaaten, den Krieg nicht nur nicht verhüthen konnten oder wollten, sondern daß derselbe bei ihnen zu den laufenden Staatsgeschäften gehörte. Wie Kant aber seine Republik weiter kennzeichnet, bedeutet sie ihm die Repräsentativ-Verfassung, gleichviel ob die äußere Staatsform die freistaatliche oder monarchische sei. Eine Verfassung verlangt er, vermöge deren jeder stimmfähige Bürger über Krieg und Frieden selbst mit entscheiden soll, und eine solche Constitution, wenn sie allgemein wäre, dürfte allerdings mit unter die festesten Bollwerke gegen Kriegsanfluthungen zu zählen sein. Zu positiver friedlicher Verständigung der Staatsmächte unter einander und namentlich zur Herstellung und Erhaltung eines Staatenbundes scheint die monarchische Regierungsform um deswillen geeigneter, weil die Repräsentation durch die Regenten hier eine einfachere und dauerndere ist, und diese außerdem in ihren Standesverbindungen schon ein Band haben, was den durch sie vertretenen Staaten mit zu statten kommen kann. Jedenfalls haben wir in der Staats- und Regierungs-Form keine besondere Ursache zum Kriege zu suchen. Die öffentlich zur Rechtfertigung desselben

angeführten Beweggründe klingen überall edel und groß, in den Republiken wie in den Monarchieen. Der Ursprung der Feindseligkeit aber verliert sich hier wie dort in das Dunkel selbstischer Getriebe, und mögen dabei die Regierenden häufig der unschuldigste Theil sein.

Die Politiker aber, die den Fürsten und Völkern den unwillkommenen Gast in's Haus laden, sind gewiß auch nicht immer die Persönlich-Schuldigen, sondern weit öfter das Opfer der Verhältnisse und einer falschen Stellung. Allerdings ist die Unzuverlässigkeit der Diplomatie, die Zweideutigkeit ihrer Sprache, der Rückhalt in ihren Maaßnahmen längst zum Sprichwort geworden. Derselbe Talleyrand, der einst an Napoleon schrieb, das Völkerrecht fordere, den Menschen im Frieden so viel Gutes, im Kriege so wenig Böses wie möglich zu erzeigen, derselbe äußerte bekanntlich ein anderes Mal, die Rede sei dem Menschen gegeben, seine Gedanken zu verbergen. Eine mißdeutete Blumenlese aus dem diplomatischen Frag- und Antwortspiel mag es sein, über die Sallet sich so ereifert, daß er ingrimmig ausruft:

„Wie schön klingst du für den, der dich nicht kennt,
Spitzbuben-Dialect der Diplomaten!"

Dennoch, meine ich, geschieht ihnen mit solchen Anschwärzungen Unrecht. Die Stellung der Diplomaten ist, wie ich im letzten Abschnitt weiter auszuführen habe, an sich eine zu abhängige und unselbstständige, die der meisten Gesandten eine so unzweckmäßige und zwitterhafte, daß man sie unmöglich für

Alles, was aus dieser Stellung fließt, verantwortlich machen kann. Einzelne Fälle mögen vorkommen, daß Liebedienerei, Unfähigkeit und Ungeschick, oder Ehrgeiz, Rachsucht, Schadenfreude, Gewinnsucht eines Staatsmannes Ursach zum Krieg geworden. Dem Stande als solchem eine so nichtswürdige Denkweise zu unterstellen, bliebe die ärgste Infamie. Das aber ist allerdings auch gewiß, daß die Diplomatie, so lange sie, ihrem Beruf gemäß, das gute Einvernehmen zwischen den Mächten aufrecht erhält, zwar eine segensreiche, aber äußerst unscheinbare Wirksamkeit hat. Gilt es dagegen, ein heranziehendes Kriegswetter abzuleiten oder zu zerstreuen, dann imponirt sie der Menge; dann steht sie hoch und bedeutend da; dann lauscht man auf jeden Laut, der ihr entschlüpft und sucht aus dem vernommenen Wort hundert unausgesprochene, vielleicht unaussprechbare zu errathen; dann verfolgt man ihre Kreuz-, Quer- und Winkelzüge mit Fernrohr und Telegraph und rühmt oder rügt die Feinheit ihrer Wendungen und Windungen. Wenn sie ohne Aufhören ihre Friedensliebe versichert, wenn sie es ausspricht, daß ihr erhabener Gebieter es tief beklagen müßte, durch diese Divergenz der Anschauungen die Ruhe Europas erschüttert zu sehen, so weiß man, daß demnächst die Kriegserklärung mit Bestimmtheit zu erwarten steht. Während der Ereignisse sinkt dann die Unterhandlung vollends zur Schleppträgerin der Thatsachen herab. Sie begleitet den Kriegslärm mit einigen obligaten tiefen Noten, aber Anträge und Erwiderungen bleiben immer vom Waffenglück bedingt.

„Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann geht die Arbeit munter fort.“

Erst wenn auf beiden Seiten die Kräfte sich so weit erschöpft haben, daß der Friede hier wie dort unabweisliches Bedürfniß geworden, tritt die Diplomatie wieder in ihre Rechte und gewinnt mehr Ansehn. Ihr Triumph ist dann ein Friedensschluß, der dem Besiegten so annehmbar scheinen muß als dem Sieger, weil man ihm ansieht, daß er nicht länger zu halten ist, als man es vortheilhaft findet.

Viel schwieriger, aber auch ungleich verdienstlicher als die Kunst, den jeweiligen Verhältnissen oder dem Belieben der Machthaber artige und unverfängliche Worte zu leihen, bleibt freilich die, nach Maaßgabe der Verträge oder der obwaltenden Umstände feste, verbindliche Normen zur Aufrechthaltung des Friedens ausfindig zu machen.

Die Diplomatie nicht nur, die ganze Politik unserer Tage zehrt und lebt leider vom Kriege und würde durch nichts so sehr in Verlegenheit kommen, als durch eine plötzliche Proclamirung des ewigen Friedens. Das Wort „Politik“ hat heute schon kaum noch einen andern Sinn als den, sich mit den auswärtigen Staatsangelegenheiten zu beschäftigen. Die Sorge für die innere Wohlfahrt, wähnt man, sei gar keine Politik mehr; das gehöre in das Bereich der Verwaltung, der Rechtspflege, der Polizei und sei von geringerer Bedeutung. Aber die Staaten gegen einander in Spannung zu erhalten, die Fürsten in Eifer-

sucht zu bringen, die Nationen auf einander zu hetzen und, wie der Seiltänzer mit der Balancirstange, mit dem europäischen Gleichgewicht und der deutschen Einigkeit zu spielen, das scheint den kleinen Geistern groß, genial, verdienstvoll, ruhmwürdig. So viel wenigstens muß wirklich dieser Nationalitäts-Politik, wie wir sie nennen, nachgerühmt werden, daß sie für die, welche sich damit befassen, die bequemste und ihren Mann lohnendste bleibt. Dem Nationalstolz zu schmeicheln, die Heimath in den Himmel zu erheben, die Fremde um so tiefer herabzusetzen, zu bekritteln, zu bespötteln, erfordert keinen Aufwand von Studium, Einsicht und Geschick und bringt leicht in den lieblichen Geruch, ein warmer Vaterlandsfreund zu sein und wiederum tüchtige Patrioten zu ziehen. Der unzufriedene Unterthan vergißt, was ihn drückt, und söhnt sich mit seinem Loose aus, wenn er vernimmt, daß sie es draußen im Reich oder in den Raubstaaten viel schlimmer haben, als bei ihm zu Hause, daß sie dort in der Cultur weit hinter ihm zurückstehen, daß diese Barbaren aber zugleich eingebildet und übermüthig seien, ihn nicht nur beneiden, sondern auch hassen und verachten. Man müsse vor ihnen immer auf der Huth sein, und eine gelegentliche Züchtigung und Demüthigung könne ihnen durchaus nichts schaden. Dieser Nationalismus ist auf politischem Gebiet dasselbe, was auf kirchlichem der Confessionalismus. Beide lassen sich auf das Wesen und den praktischen Zweck des Gemeinlebens nicht ein, sondern tummeln sich an den Grenzen ihrer Gebiete umher und zanken um Außendinge. Statt vom Stand-

puncte ihrer Kirche, ihrer Confession aus die Menschen sittlich fortzubilden und zu vervollkommnen, finden die geistlichen Herrn es oft bequemer und lohnender, die dogmatischen Vorzüge ihres Bekenntnisses recht herauszustreichen, unaufhörlich zu versichern, daß ihr Glaube der allein wahre und zur Seligkeit führende, jeder andere aber irrig und voll Verderben sei. Genau dieselbe Taktik beobachten die Nationalitäts-Politiker in Bezug auf den Staat und verfahren dabei mit gleicher Ausschließlichkeit.

Wo begegnete man ihnen nicht, diesen Zwietrachts-predigern? Sie poltern in der Kammer von der Tribüne herab und heizen die sonst allzufrostigen Spalten der periodischen und Tagespresse mit echauffirenden Leitartikeln und Correspondenzen; sie beherrschen Stimmung und Schicksal der Börse und geben den Ton an und den Stoff her für die an sich harm- und zwecklosesten Gesellschaft. Vom Staat glauben sie nicht anders sprechen zu dürfen als mit der Hand am Degengriff. Wenn ihnen die Wahl gelassen wird zwischen Krieg und Friede, stimmen sie alle Mal für den Krieg, weil er höher im Preise steht und weil er keinen Zweifel an ihrer Vaterlandsliebe erlaubt, vielleicht auch weil die Souverainetät der Macht, welcher sie dienen, im Kriege unzweideutiger zu Tage tritt als im Frieden.

Wo wird denn, wenn die Kammern die Kriegsfrage in die Hand bekommen, das Für und Wider

allseitig erwogen und gründlich durchprüft? Wo hört man von Vorschlägen, den Feindseligkeiten mit Vermittelungsversuchen zuvorzukommen? Wo wird von den Unterhandlungen Rechenschaft gefordert, gegeben und weise benutzt, bevor sie zum Abschluß gelangen? Wo finden die dem Kriegsgötzen vorzugsweise zum Opfer Geweiheten einen freimüthigen Vertreter und Fürsprecher ihrer Rechte und Interessen? Wo trägt man den Lasten, den Gefahren Rechnung, mit welchen im Fall des Krieges die ganze Nation bedroht ist? Die Dringlichkeit der Umstände, erwidert man vielleicht, verbiete eine öffentliche Erörterung von Fragen so zarter und wichtiger Natur. Nun gut! so hätte man sie eben frühzeitiger, zu rechter Zeit, einbringen sollen. Durch den Rausch, womit etwa die Kammern sich zuletzt wie ein Mann erheben und die Forderung der Regierung nicht nur einstimmig bewilligen, sondern ihr wohl gar noch für das bewiesene Vertrauen einen besondern Dank votiren, lasse man sich nicht beirren! Daheim, im Schooß der Familie, vertraulich um seine Herzensmeinung befragt, würde vielleicht Jeder dieser Männer, ganz wie Kant es voraussetzt, sich entschieden gegen den Krieg erklärt haben. In der Mache des Parlaments aber, schon vor der Verhandlung von den Fractionshäuptern auf andere Gedanken gebracht, dann von glänzenden Reden mit leicht niedergeschlagener obligater Opposition geblendet, von dem dazu gehörigen Beifall des Hauses betäubt, hält er das „Ja" zuletzt für eine Ehrensache, verschluckt das mitgebrachte „Nein", stimmt gegen Vorsatz und bessere Ueberzeugung für

den Krieg und giebt damit Tausende seiner Landsleute, am Ende die Seinigen und sich selbst dem sicheren Verderben preis. Gerade bei den allerwichtigsten Fragen erinnert der Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen nur zu häufig an den Streit in Gellert's Gedicht „Der Amtmann und die Bauern," welcher bekanntlich mit den Worten schließt:

„Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten!
Sagt, wollt ihr oder nicht? denn jetzt sind wir noch da.
Die Bauern lächelten: „Ach ja, Herr Amtmann, ja."

Man hat verlangt, die Fürsten sollten persönlich die Staatsstreitigkeiten ausfechten. Sie dürften zu vernünftig, zu edel denken, um sie mit Blut auszugleichen, und noch auf der Mensur vielleicht sich eines Bessern besinnen. Nein, die Helden der Tribüne, diese feurigen Kammerredner, die den Krieg nicht angelegentlich und eifrig genug zu befürworten wissen, diese sollte man von beiden Seiten gegen einander in's Feld rücken lassen! Das gäbe einen kurzen und ausbündigen Krieg, der gleichwohl für die Nationen von keiner so großen Gefahr wäre. Ueber fremdes Gut und Blut verfügt es sich begreiflicher Weise immer leichter als über eigenes. [15])

Abhängigkeit, Beschränktheit und Erwerbs-Interesse sind es, welche die öffentlichen Blätter öfter und stärker als nöthig die Kriegs-Dromete anstimmen lassen. Was dieser oder jener Politiker nicht selbst sagen mag oder darf, das verkündet er anonym durch das Blatt seiner Farbe, durch sein Organ. Wie manche Parlaments-

glieder, so halten auch gewisse Journalisten den Krieg immer für anständiger, vortheilhafter und empfehlender als den Frieden. Sie selbst haben selten etwas dabei zu verlieren, sind häufig nicht einmal verheirathet. Den Nationalstolz kitzeln gilt ihnen für höchste Weisheit, ihn für Ereignisse ausbeuten für die größeste Tugend. „England," hieß es einmal in der Times, „darf seinen Frieden nicht dem guten Willen seiner Nachbarn verdanken." Was aber England nicht darf, dürfen die andern Mächte eben so wenig. Bei solcher Denkweise würde es niemals zu einer allgemeinen Entwaffnung kommen. Französische Blätter lassen ihren Gebieter bisweilen im Voraus über Reiche und Kronen verfügen, als sei er nicht Herr von Frankreich, sondern von Europa, und als hätten die derzeitigen Inhaber der betreffenden Throne dabei nicht das Geringste mitzureden. In ähnlicher Weise sprachen eine Zeit lang Russische und Oesterreichische Zeitungen von ihren Souverainen, als ob sie allein das Geschick des Welttheils zu leiten hätten. Ein Berliner Blatt rühmte im verwichenen Sommer von der preußischen Landwehr, daß sie mit Begeisterung zu den Waffen geeilt sei, noch ehe sie gewußt, gegen welchen Feind man sie führen werde. Mehr ist freilich von dem fertigsten Soldaten nicht zu verlangen. Der wahre Staatsbürger dagegen kann sich unmöglich für einen Krieg interessiren, dessen Zweck er nicht kennt.

Es könnte überflüssig scheinen, an solche Zeitungssünden zu erinnern, da sie sich alltäglich wiederholen,

hätten dieselben nicht ihre sehr bedenkliche Seite darin, daß die Menge die Aussprüche jener Weisen als Orakel zu verehren pflegt. Sie denkt und urtheilt nicht; der Zeitungsschreiber muß Beides für sie thun, und sie betet dann gläubig nach, was er ihr vorspricht. Politiker dieser Kategorie machen ihre glänzendsten Geschäfte, wenn die Welt von Kriegslärm widerhallt. Ihre Waare wird dann stürmisch verlangt und reißend verschlungen, und sie sorgen dafür, daß die Welt stets „am Vorabend großer Ereignisse" bleibt. Sind keine Schlachten geschlagen, so liefert man sie auf dem Papier oder stellt sie in nahe Aussicht. Ist die Brieftaube des Telegraphen einmal ausgeblieben, so vertritt einstweilen eine Ente ganz gut deren Stelle. Kommt endlich die Friedens-Depesche, so läßt sie sich freilich dem Publicum keinen Augenblick vorenthalten, sollte es selbst ein „Extrablatt" kosten. Aber der Krieg liefert doch noch lange Zeit reiche Nachlese, und ehe diese ganz aufgezehrt ist, weiß man mit hundert Zeichen der Zeit zu beweisen, daß es dort und da bald wieder losbrechen werde. Räumt man, um doch auch seine Friedensliebe gelegentlich mit einem Beitrag zu beurkunden, am Rande einer Nummer, die von Krieg und Kriegsgeschrei strotzt, einem Burritt'schen Oelblatte sein Plätzchen ein, so nimmt sich dies freilich in solcher Gesellschaft mit dem ihm angewiesenen Quartier wie ein Pasquill auf das Friedensevangelium aus und wirkt etwa wie der Choral der Currende, den man auf der Straße mit Wagengerassel und Trommellärm kämpfen hört.[16])

Dennoch ist der Presse im Grunde nichts Schlimmeres vorzuwerfen als hundert andern Stimmen der gebildeten Gesellschaft, deren Fehler nur, weil nicht öffentlich begangen, nicht so allgemein bekannt werden, nicht so lange in der Erinnerung bleiben. Zu einer Zeit, in der man es fühlt, daß die Kriege eigentlich der vorgeschrittenen Civilisation nicht mehr entsprechen, ihrer vielmehr unwürdig sind, während es andrerseits doch noch zum guten Ton gehört, sie für unvermeidlich zu erklären, zu einer solchen Zeit werden, wenn das Unglück an der Thür steht, die entgegengesetztesten Ansichten laut, die aber meist alle darin übereinkommen, daß sie von individuellen und particulairen Interessen eingegeben sind.

Gewisse Speculanten der Börse *spielen* so lange mit der Gefahr und benutzen sie zur „Panique“ für Andere, bis es bitterer Ernst wird, und sie nun selbst vielleicht Kopf und Capital verlieren, „caput gehen,“ wie man es nennt. Einige giebt es immer, die beim Kriege zu gewinnen hoffen, sei es, daß sie sich an der Anleihe betheiligen, oder den Handel zwischen den kriegführenden Nationen vermitteln, oder mit Lieferungen von Kriegsbedarf betraut sind, oder sei es endlich, daß sie sich am Ruin derer, welche die Krise nicht durchdauern, bereichern wollen. Diese findet man für gewöhnlich in „animirter“ Stimmung. Sie beweisen, daß dieser Krieg gar nicht zu umgehen gewesen; er habe lange gedroht, und es sei ein Glück, daß das Geschwür endlich zum Aufbruch gekommen.

Natürlich ist gerade die Sache der Partei, für die sie arbeiten, die gerechteste von der Welt und deren Sieg außer Zweifel. Wenn sie als gute Menschenfreunde noch ein Wort der Condolenz hinzufügen und eingestehen, daß der Krieg immer ein Unglück und im Grunde auch ein Unsinn sei, der jedenfalls einmal ein Ende nehmen müsse, so klingt ihre Klage ohngefähr wie die des lachenden Erben, der um den reichen Vetter trauert, welcher ihm sein Vermögen vermachte. Andere sind wetterwendisch, heute dieser, morgen jener Fahne huldigend. Die Meisten findet man muthlos und rathlos. Statt gegen den Krieg, wenn sie ihn für unnütz erkennen, Protest zu erheben, oder, falls er ihnen nothwendig scheint, mit Hand anzulegen, daß er je eher je lieber ein glückliches Ende gewinne, stellen sie die Arbeit vor der Zeit ein, ergehen sich in müßigen Klagen, besuchen weit öfter als sonst den Clubb oder Convent, lesen beständig die Zeitungen, oder erzählen aus ihnen und lassen sich von Andern mittheilen, was diese gehört und gelesen haben. Bis tief in die Nacht hinein untersuchen sie mit den Geistesverwandten, wie Alles noch kommen und enden werde, wobei man heute vernimmt, was man gestern und vorgestern von ihnen vernommen und was man nach vier Wochen noch wieder vernehmen wird.

So ist der Großtheil der Menschen und so war er im Wesentlichen vor Jahrhunderten und Jahrtausenden schon, und sollte man darauf seine Hoffnungen für die Zukunft bauen, so ständen sie zwar auf einem

Felsen, aber auf einem unfruchtbaren, zur Verzweiflung öden und aussichtslosen. Dieser Schlag wünscht wohl, daß es einmal in der Welt anders und besser werden möchte, er will aber nichts dazu thun; er selbst ändert und bessert sich nie. Andere sollen für ihn arbeiten, und er will dann die Früchte davon pflücken. Wenn es ihnen wohl ergeht, laufen die guten Leute ihren Geschäften oder Vergnügungen nach und halten es für störend, für thörigt, für Zeit- und Geldverschwendung, den Fall der Gefahr im Voraus in's Auge zu fassen; und ist das Unglück geschehen, so tragen sie es ohne eine Ahnung ihrer Mitschuld, ohne eine Idee von Reue über ihre Unterlassungssünden mit stumpfer Ergebenheit als ein Verhängniß aus höherer Hand. Von ohngefähr soll ihnen das Glück in den Schooß fallen. Aus den Schloßfenstern möchten ihnen die Fürsten den ewigen Frieden herablangen und sie um freundliche Annahme der wohlgemeinten Kleinigkeit bitten. In Aeußerlichkeiten, in Beseitigung des Nächsten suchen sie das Heil. Wenn nur der Franzose, meinen sie, einmal ein Ende machen wollte! wenn nur der Russe nicht angefangen hätte! wenn es nur erst keinen Papst mehr gäbe! Dann gäbe es auch gewiß in Europa keinen Krieg mehr. Die Kurzsichtigen! Als ob, so lange die Kriegführung noch nicht im Princip überwunden und durch die öffentliche Meinung vernichtet, es jemals an einem kranken Mann fehlen könnte zur Beschäftigung müßiger Heilkünstler und Pfleger? [17])

Doch wie dem auch sei! Den Siegeslauf der Wahrheit vermag die träge Masse hinzuhalten, aber

nicht zu hindern. Stumpfsinn und Geistesträgheit werden zwar immer die Majorität in der Welt bilden, aber wie sie jetzt gezwungen werden, wider Willen den Zwecken der Politik zu dienen und das Gewicht einer Kriegs- oder Revolutionspartei zu verstärken, so können sie der Sache der Vernunft, der Humanität, der Gesittung mit gleichem Fug, aber zu größerem Heil mindestens dieselben Dienste leisten. Der geistige Kampf steht für die Form seines Verlaufs ganz unter demselben Gesetz wie der Kampf auf dem Schlachtfelde. Einige gehn muthvoll voran und sind glücklich um des Muthes, um der Ausdauer willen, die ihnen das Bewußtsein von der Heiligkeit ihrer guten Sache verleiht; Andere schließen sich ihnen an, und die Masse folgt zuletzt von selbst, wenn auch nicht aus reiner Ueberzeugung und mit großer Begeisterung. So haben sich noch alle Reformen in der Geschichte vollbracht, so vollbringen sie sich noch täglich unter unsern Augen. Um der Gleichgültigen, Lauen und Verzagten willen darf der Streiter für Wahrheit und Recht nicht selbst den Muth verlieren.

Das unmittelbarste Verhältniß zum Kriege behält ohne Zweifel der Krieger. Verständigen wir uns deshalb noch kurz darüber, wiefern etwa einem Friedenswerk von Dauer vom Kriegs-Interesse des Wehrstandes Gefahr droht.

Wenn der Krieger den Krieg wünscht, so wäre es kein Wunder. Im Felde kann er beweisen, daß er sein Fach versteht, und daß es ihm mit den

hohen Tugenden seines ernsten Berufs auch wirklich Ernst ist.

„Im Felde — da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.“

Es ist nicht der Abenteurer allein, dem der Feldkampf die Schranken öffnet; es giebt eine würdigere Auffassung des kriegerischen Berufs, die das Schwert nur im Dienst der Gerechtigkeit führen mag. Außerdem erschließt die blutige Arbeit der Schlacht der Heldenseele die Bahn zu den höchsten Ehren und Auszeichnungen und bietet dem Soldaten einen reicheren Lohn als es der Friede vermag. Dennoch und trotz so vielen Reizen ist es nur in den seltensten Fällen, daß die Neuzeit rein aus militairischem Interesse Kriege entstehen gesehen. Es muß ein dynastisches oder Eroberungs-Interesse, es muß eine Idee hinzukommen, das Heer kriegslustig zu machen. Der Wehrstand im Ganzen ist zu besonnen, zu ehrenhaft, zu sehr durch Subordination gebunden, zu sehr gewöhnt, die Begründung seiner Unternehmungen von einer höher gebietenden Instanz zu empfangen, als daß er es liebte, auf eigene Hand Kriegs-Politik zu treiben. Er begreift sich mit Recht als lediglich vollführende Macht, vollstreckt die Befehle des Kriegsherrn, enthält sich aber des Urtheils über deren Statthaftigkeit und Rechtmäßigkeit. Diese executive Stellung und Geltung würde das Militair unter allen Umständen behalten, selbst wenn ein europäischer Fürsten-, Staaten- und Völker-Bund jedes stehende Heer außer der Kriegsmacht des Bundes be-

seitigen sollte. Bis dahin kann normaler Weise die Kriegsbereitschaft eines Staates nur die Bedeutung einer Schutzwehr gegen, nicht die einer Herausforderung zum Kriege haben.

Uebrigens können die Vortheile, welche der Krieg dem Krieger bietet, nur den Neuling bestechen. Der gereifte Mann, der Gatte und Familienvater zumal, verblendet sich nicht gegen die Gefahren, denen er im Felde preisgegeben bleibt. Proben seiner Tüchtigkeit kann er ablegen ohne Schlachtfeld. Lohnend und geehrt ist sein Beruf schon im Frieden, wie wenig andere technische Fächer. Das Ehrenzeichen, das ihm vom Felde winkt, wird er nicht so sehr überschätzen, um die Wohlfahrt Aller seinem Sonder-Interesse geopfert zu wünschen. Kameraden, würdig der höchsten Anerkennung, weiß er ohne jeden Schmuck, ohne Sang und Klang in fremder Erde verscharrt. Wer sich des Muthes und der Kraft bewußt ist, sich leicht einen Lobeer zu verdienen, kann um so eher auf ihn verzichten und um so unbefangener das Wort des Dichters würdigen:

„Einen Lorbeerkranz verschmähn — ist edel,
Mehr als Heldenruhm wiegt Menschenglück.
Das bekränzte Haupt wird auch zum Schädel
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück.“ [18])

Bei jeder Neuerung, bei jedem Fortschritt zum Bessern sind allerdings immer einige Schichten der Gesellschaft im Vortheil, andere im Nachtheil. Macht die Wandlung sich aber allmälig, so wird sie weniger bitter empfunden, und der Verlust im Einzelnen gleicht sich mit der Zeit wieder aus durch den Gewinn im Ganzen.

Wesentlich haben z. B. die Eisenbahnen und die Telegraphen der Post, der Gastwirthschaft, dem Fuhrwesen keinen Abbruch gethan; die Geschäfte haben sich nur anders vertheilt und mannigfach ihre Form verändert. Wenn selbst für Europa ein dauernder Friedenszustand glücklich befestigt wäre, wird es doch noch lange dauern, bis auch die übrige Welt die Stufe männlicher Reife erlangt hat, kein knaben- und jünglingshaftes Gelüst zu Hänselei und Rauferei mehr zu verspüren. Jenseit der Meere dürften die Kriegsbühnen noch Jahrhunderte hindurch den Vorhang offen halten, und damit böte sich für die, welche einen unbezwingbaren Drang zu Wagnissen, zu Kampf und Sieg empfinden, Gelegenheit genug, ihre Lust zu büßen. Daß aber in Europa, wenn man es mit dem Frieden ernst meint, die Anhäufung so großer Truppenmassen, wie sie leider jetzt noch überall für nothwendig gehalten werden, nicht fortbestehen kann, leuchtet ein. Allerdings liegt darin für die Machthaber eine Versuchung mehr, den Einflüsterungen der Leidenschaft öfter und lieber Gehör zu leihen, als der Stimme der Vernunft. Weil sie jeden Augenblick losschlagen können, besorgt man, werden sie es auch leicht thun, werden geneigt sein, dem blutigen, aber kurzen Proceß eines Waffentanzes den Vorzug zu geben vor dem zwar gründlicheren und zuverlässigeren, aber für sie unbehaglichen und langwierigen Gange rechtlicher Untersuchung und Entscheidung. Wäre indeß auch diese Besorgniß unbegründet, so bleibt die Reduction der stehenden Heere auf ein Minimum immerhin wünschenswerth schon um der Un-

summen wegen, die der Militair=Etat (namentlich der Großmächte, welche die Größe ihrer Macht nach der Stärke ihrer Streitkräfte bemessen) verschlingt, und worunter mehr oder weniger auch die Mittel= und Klein=Staaten mit leiden. Wir kommen auf dies Thema im dritten Abschnitt bei der Balancirung der Standes=Interessen zurück. Hier, wo es sich um die Ursachen zum Kriege handelt, halte ich nur noch eine freimüthige Bemerkung für am Platz, die durchaus versöhnlich gemeint ist.

Wollten die Regierenden uns ein ganz offenes Bekenntniß ablegen, so würden sie vielleicht gestehen müssen, daß die jetzt von ihnen mit so großen Kosten unterhaltenen Truppenmassen und die Zeit und Mühe, die sie den Militair=Angelegenheiten persönlich widmen, nicht blos eines möglichen äußeren Feindes wegen da sind und aufgewendet werden, daß dabei vielmehr auch der Gedanke an innere Feinde mit maßgebend ist, die Besorgniß vor bürgerlichen Unruhen, vor Umsturz des Bestehenden, vor unwillkommener und gefahrvoller Beschränkung der obrigkeitlichen Gewalt. Ziehen wir die Erfahrungen unseres Jahrhunderts zu Rath, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieselben jene Besorgniß vielfach zu rechtfertigen scheinen. Indeß Vertrauen weckt Vertrauen und erzeugt Treue, Mißtrauen gebiert wiederum Mißtrauen und verführt zur Untreue. Außerdem haben die so gefürchteten Revolutionen eben so verschiedene Quellen ihres Ursprungs als die Kriege. Ich habe in meinen Vorlesungen über

dies Kapitel dargethan, daß man von leitender Seite nicht nur die Revolution verschulden, sondern sogar wünschen und veranlassen kann, um einen Vorwand zu haben, mit desto größerer Strenge gegen das Volk einzuschreiten und ihm auch noch die Rechte und Freiheiten zu rauben, deren es sich bis dahin erfreute. Daß es an derartigen Machinationen auch bei den letzten Aufständen und Umwälzungsversuchen in Europa verschiedenen Ortes nicht gefehlt habe, ist eine Ansicht, die bei den Betheiligten selbst von Tage zu Tage allgemeiner wird. Jedenfalls liegt die Gefahr zur Revolution nicht bei denen, die durch Besitz, Familie, Beschaffenheit ihres Berufs ein Interesse am inneren Frieden, an der Herrschaft der Vernunft, des Gesetzes, der Ordnung haben, sondern theils bei denen, die nichts von Werth verlieren, denen selbst Tod und Kerker nichts Schlimmeres bringen können, als was ihnen Leben und Freiheit täglich bescheeren; theils bei denen, die so viel besitzen oder so sicher stehen, daß sie noch die heilloseste Wirthschaft zu überdauern vermögen und die, indem sie durch die zehnte Hand für sich arbeiten lassen, sich vor aller persönlichen Verwickelung ausreichend zu schützen wissen. Eben diese aber lassen sich auch ohne große Truppenmassen überwachen und im Zaume halten. Uebrigens haben nach allen Zeichen der Zeit aus den Ereignissen der letzten zwölf Jahre nicht nur die Fürsten, sondern auch die Völker sich ihre Lehren gezogen. Jedenfalls bleibt es für die Regenten ruhm- und segensvoller, sich Staatsbürger zu erziehen, die ihnen aus Ueberzeugung, oder

aus dankbarer Verehrung anhangen, als sich Unterthanen zu erzwingen, die ihnen nur aus Furcht und mit Zittern und Zagen so lange gehorchen, als das Schwert über ihrem Haupte schwebt.

Ihrer Natur nach, davon haben wir uns sattsam überzeugt, lassen sich die Ursachen, welche heut zu Tage zwischen civilisirten Völkern Krieg veranlassen, wohl noch ermitteln, und darin liegt dann schon der Trost für uns, daß sie auch zu beseitigen sein werden. Wo wir die Quellen des Uebels gefunden, da haben wir auch die Mittel aufzusuchen, sie versiegen zu machen. So viel steht fest, daß der Krieg eine Plage ist, welche die Menschen sich selber geschaffen haben und die sie darum auch aus sich selber wieder fortschaffen müssen. Gott selbst kann und wird ihnen dazu nicht anders helfen als mittels der ihnen verliehenen Vernunft. Sind die Kriege ein Product der Unvernunft, so bleibt, das ist außer Zweifel, die Vernunft die einzige Macht, welche sie zu überwältigen im Stande ist.

III.

Welches sind die einfachsten und sichersten Mittel zu einem europäischen Frieden von Dauer?

Da die Grund-Ursach der Kriege zwischen civilisirten Nationen, wie wir gesehen haben, zumeist in dem Vorurtheil von ihrer Zulässigkeit, ihrer Nothwendigkeit, ihrem Nutzen liegt, so bleibt das erste und unentbehrlichste Mittel zur Bezwingung des Uebels Bildung und Mündigsprechung der öffentlichen Meinung. Wenn die Völker keine Kriege mehr wollen, wenn von allen Kanzeln, Kathedern, Tribünen, aus jeder Gesellschaft, aus Zeitungen und Büchern wieder und immer wieder der Ruf nach Frieden erschallt, so werden auch die Fürsten keinen Krieg mehr beschließen, die Politiker ihn nicht mehr zu Stande bringen, das Militair sich nicht mehr danach drängen, und die Welt wird dennoch ganz gut (ja ohne Zweifel besser) fortbestehen wie bisher. Noch ist die öffentliche Meinung dazu weder berufen noch ermächtigt, weil ihr in dieser Richtung noch zu wenig vorgearbeitet ist.

Wo dem Teufel, sagt Luther, ein Schade geschehen soll, muß man's bei der Jugend anfangen. Schon die Familie und die Elementarschule können viel thun, die Kinder mit vernünftigeren Ansichten von Krieg und Frieden aufwachsen zu lassen. Gymnasium, Real-, höhere Bürger- und Töchterschule bauen folgerecht darauf fort, und die Akademie vollendet das Werk mit wissenschaftlicher Begründung.

Wird das fünfte Gebot eingeschärft „Du sollst nicht tödten!" so läßt sich daran sogleich die Belehrung anknüpfen, daß die Vertheidigungskriege unter den Begriff der Nothwehr fallen und als solche nicht nur erlaubt, sondern von der Pflicht zur Selbsterhaltung geboten seien, daß dagegen Angriffs-, Unterjochungs- und Vertilgungskriege zu den ärgsten Verbrechen zählen, deren sich Menschen schuldig machen können. Erwacht das Nachdenken der schon bibelkundigen Knaben und Mädchen, so werden diese nicht verfehlen, an die Praxis der Juden im alten Testament zu erinnern und vielleicht fragen, warum Gott denn Mose befohlen habe, Kanaan zu erobern und die Heiden zu vertilgen. Für diese Entwickelungsstufe ist es aber nach meinem Dafürhalten auch nicht mehr zu umgehen und ohne alle Gefahr, auf den Forschritt der neutestamentlichen Lehre gegen die des alten Bundes aufmerksam zu machen, und zu zeigen, wie durch den Stifter der christlichen Religion viel lauterere und würdigere Erkenntnisse vom Wesen und Willen Gottes, von Menschenwerth und Menschenbestimmung in die Welt gekommen seien. Daß das Christenthum den

Krieg verbietet, daß es grundsätzlich den Frieden für alle Welt fordert, kann nicht oft und stark genug in Erinnerung gebracht werden.

Im Gymnasial-Unterricht ist es unbedenklich offen auszusprechen, daß die Kriege einer Durchgangsperiode in der Geschichte der Menschheit angehören, welche nach allen Zeichen der Zeit im Verschwinden begriffen sei und für Europa bald ganz ihre Endschaft erreicht haben werde. In diesem Sinne wäre dann auch die Weltgeschichte zu behandeln. Das kriegsgeschichtliche Element darf nicht das culturgeschichtliche und ethische verdrängen, oder verdunkeln. Die Jugend muß es erfahren, daß die gepriesenen Heldenthaten der großen Eroberer der Menschheit zwar viel Blut, viel Thränen und Seufzer ausgepreßt, aber ihr im Ganzen nicht den Segen gestiftet haben, wie die Erfindung der Gewerbe und schönen Künste oder die Lehren jener großen Gesetzgeber und Propheten, welche die Sitten der Völker milderten, indem sie ihre Denkweise veredelten.

Der Akademie bleibt es vorbehalten, nicht nur das Unwürdige, sondern auch das Unsinnige und Unnütze der Kriegführung klar zur Einsicht zu bringen, sei es in öffentlichen dem Gegenstande besonders gewidmeten Vorlesungen, sei es gelegentlich in der einen oder andern Facultäts-Disciplin. Es versteht sich von selbst, daß nicht nur Weltgeschichte und Philosophie der Geschichte, sondern auch Rechts-Philosophie, Staats- und Völkerrecht und die ganze Politik einen wesentlich anderen und vortheilhafteren Charakter

gewinnen, wenn von vorn herein der ewige Friede als das nächst zu erstrebende Ziel, als erste Aufgabe der menschheitlichen Entwickelung erkannt, der Krieg dagegen als Ueberrest aus der vorhistorischen, naturgeschichtlichen Daseins-Periode unseres Geschlechts begriffen ist.

Während so die Jugendbildung theoretischer Weise ganz nur auf den Friedensfuß berechnet scheint, soll sie doch praktisch für den immer möglichen Fall einer Gefahr durchaus nichts verderben. Im Gegentheil, um mit Erfolg dem Kriege entgegen zu arbeiten, darf man ihn nicht fürchten müssen. »**Si vis pacem, para bellum!**« ist ein altes, leider nur zu oft mißbrauchtes Sprichwort. Man soll sich in Kriegsverfassung setzen, um den Frieden zu sichern! Das wäre pädagogisch dahin zu verstehen: die Jugend ist zwar im Gebrauch der Waffen zu üben, aber gegen den Mißbrauch strengstens zu verwarnen und zu verwahren. Turnen, Schwimmen, Fechten, Schießen tragen nicht nur bei, den Knaben und Jüngling stark und gewandt zu machen, sondern sie bieten den größeren Vortheil, daß der Mann einmal, wenn das Vaterland seiner bedarf, schon kriegsgeschickt gefunden wird.

Einen mächtigen Hebel, der öffentlichen Meinung aufzuhelfen und ihr eine entschiedene Richtung auf den Frieden zu geben, bilden, weise benutzt, Literatur und Kunst. Die Unternehmer haben dabei fast eine noch wichtigere Mission als die Autoren. An Neigung, Kenntniß und Geschick, gegen den Krieg im Allgemeinen zu kämpfen und im einzelnen Falle dem

Frieden das Wort zu reden, fehlt es unsern Schriftstellern und Künstlern kaum noch. Aber es bedarf, daß ihnen Veranlassung dazu geboten wird, daß der Verleger das Wagniß trägt, daß er das vollendete Werk zweckmäßig und mit Eifer verbreitet und das Interesse dafür beim Publicum weckt, reizt und nährt. Schriften von allgemeiner Bedeutung, dazu bestimmt, eine Verständigung zwischen Nationen zu erzielen, die in Gefahr stehen, gegen einander in das Feld geführt zu werden, müßten gleichzeitig in mehreren Sprachen erscheinen. So etwas macht sich nicht ohne die Vermittelung der Buchhändler, die beinahe durch die ganze gebildete Welt einen körperschaftlichen Verband unterhalten, während die Schriftsteller kaum in kameradschaftlicher Wechselwirkung stehen. Es ist und wird täglich viel geschwatzt von der Macht der Presse. Allein diese Macht ist noch lange nicht genug geschätzt, noch bei Weitem nicht nach allen Beziehungen erkannt, gewürdigt und in Anwendung gebracht. Die Presse ist eine wahre, eine selbstständige Macht erst, wenn die Literatur den Stand der öffentlichen Angelegenheiten mit bedingt, mit beherrscht, die Ereignisse selbst mit hervorruft und lenkt, oder ihnen nöthigenfalls zuvorkommt und entgegentritt. Ihr dazu hülfreich die Hand zu bieten, ist eine große, ist eine wahre Standesehre für den unternehmenden Verleger. Damit geht aber der finanzielle Vortheil allerdings nicht immer Hand in Hand. Dieser bleibt sicherer gewahrt, wenn man nichts oder so wenig wie möglich wagt; kein Buch verlegt, was sich sein

Publicum erst suchen, erst erobern soll; keine Uebertragung in fremde Sprachen veranlaßt, als bis das Original in seinem Vaterlande bereits in mehreren Auflagen erschienen und wahrhaft verschlungen ist; keine Ereignisse schaffen hilft, sondern mit ihnen läuft oder ihnen nachhinkt; keinen selbstständigen und ursprünglichen Gedanken auf die Bahn bringt, sondern das Geschrei der Parteien mehren hilft und verstärkt; vor Allem nichts unternimmt, was den Kriegsbrand dämpfen und den Frieden verewigen könnte, sondern lieber die Gluth unter der Asche auffrischt und Oel in's Feuer gießt. Glücklicher Weise mögen nur wenige Buchhändler sein, die durchaus folgerecht so denken und verfahren, und das läßt uns eine Hoffnung mehr auf den Frieden Europa's bauen. [19])

Was übrigens das Fach der Unternehmungen betrifft, so ist es Belehrung nicht allein, was noth thut; auch die Unterhaltungs-Literatur, namentlich der jetzt so beliebte Tendenz-Roman, vor Allem aber das Drama können ungemein wirken, vernünftigere Ansichten über Krieg und Frieden in Aufnahme und Geltung zu bringen. Auch Malerei und Bildhauerei würden mittelbar die Friedenszwecke fördern, wenn sie ihre Süjets weniger oft und mit mehr Auswahl der Kriegsgeschichte entlehnten und sich dagegen die Verherrlichung hervorragender Größen vom kirchlichen, staatlichen, literarisch-artistischen und industriellen Gebiet angelegener sein ließen. Den meisten Künstlern aber geht es in dieser Beziehung wie den Schriftstellern und kleinen Geschäftsleuten. Sie müssen Ta-

lent, Zeit und Fleiß dem widmen, was für den Augenblick lohnt und Glück macht. Das bringt mich sogleich auf das letzte und wichtigste Mittel, der öffentlichen Meinung einen Umschwung zu Gunsten des Friedens zu sichern, auf die Balancirung der Standes-Interessen.

Damit ist nichts weiter gemeint, als Herstellung eines angemessenen Verhältnisses zwischen dem Zweck der Berufsthätigkeit und ihrer Anerkennung. Man soll, was mittelbar oder unmittelbar zum Frieden führen und ihn fördern kann, nicht verkümmern lassen, sondern aufmuntern, und dagegen, was auf Forcirung oder Verewigung des Kriegszustandes zielt, nicht zu üppig emporwuchern lassen, am wenigsten allem Uebrigen vorziehen. Zur Zeit sind leider die Erfahrungen in dieser Beziehung niederschlagend genug.

Alles, was das Nachdenken weckt und befriedigt, Aufklärung der verschiedenen Schichten der Gesellschaft über ihre Rechte, Belehrung derselben über ihre Pflichten, Verbreitung vernünftiger Begriffe über Bestimmung des Staats- und Völkerlebens durch Wort und Schrift, Gemüths- und Verstandesbildung im weitesten, im besten Sinne, das Alles zählt offenbar unter den dem Frieden frommenden Bestrebungen in erster Reihe; und wie weit stehen diese in ihrer Geltung zurück gegen jene Betriebsamkeit, welche den materiellen Interessen, dem Sinnengenuß, der Befriedigung niederer Leidenschaften gewidmet ist! Populäre Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiet der Naturwissenschaft, der Geschichte und Literatur, der Aesthetik werden etwa

noch besucht und besprochen, weil sie keine zu unbequemen Anforderungen an die Intelligenz und den guten Willen der Zuhörerschaft machen. Handelt es sich aber um religiöse und sittliche Angelegenheiten im Einzelnen, nicht blos um ein allgemeines Raisonnement über Glaubens- und Gewissensfreiheit, dann kann der Redner sicher die Häupter seiner Lieben zählen. Der Ernst der Sache schreckt die gute Gesellschaft, und die öffentlichen Blätter wissen nicht, ob sie etwas und was etwa dazu sagen sollen. Gemeinfaßliche Belehrungen über Fragen des Rechts und der Politik sind ganz unerhört und würden am Ende nicht einmal erlaubt. Desto eifriger pflegt man den Kunstgenuß, und zwar den unmittelbar in die Sinne fallenden, der, so zu sagen, von selbst in's Ohr und Auge quillt, wieder mehr als den das Nachdenken in Anspruch nehmenden, die Musik mehr als die Poesie, Oper und Ballet mehr als das Drama, Posse und Lustspiel mehr als Schau- und Trauerspiel. Ein Kunstreiter, ein Taschenspieler machen bessere Geschäfte als ein Philosoph, und ein coulanter Büreau- oder Cassen-Beamteter bringt es zu höherer Anerkennung als viele Professoren. Hegel und Schleiermacher sind meines Wissens in Berlin zwar nicht am, aber doch mit dem rothen Adlerorden dritter Classe gestorben, keine Bildsäulen sind ihnen errichtet, nicht einmal eine pflasterlose Zukunftsstraße hat man nach ihnen benannt. Kant und Lessing haben ebendaselbst Monumente, aber als Relief für das Fußgestell der Statue Friedrichs des Großen, und zwar a posteriori, unter dem Pferde-

schweif. Und doch gilt Preußen noch vorzugsweise für den Staat der Intelligenz! für diejenige Großmacht, die dies geworden ist und sich als solche behauptet hat nicht allein durch Waffenmacht, sondern eben so sehr, wenn nicht noch mehr durch die intellectuelle und moralische Bildung des Volks, wie seiner Fürsten, seiner Helden und Staatsmänner!

Indeß, von der Heimath abgesehen, die bisherige Praxis hat überall ihre sehr bedenkliche Seite. Wenn die Anstrengungen, welche die unabhängige Wissenschaft für Hebung der allgemeinen Bildung macht, so wenig Aufmunterung und Ermuthigung finden, wenn man im Gegentheil ihre Wirksamkeit erschwert, beeinträchtigt, verdächtigt, wie kann sie dann von großem Erfolg sein? und wie kann, wie soll es bei solchem Verfahren jemals besser werden? Wie in der Industrie, wie in jedem Gewerbe, in jeder Kunst, so bleibt auch in der sittlichen Entwickelung der Völker und der Menschheit aller Fortschritt durch neue bessere Erkenntniß und deren möglichste Verallgemeinerung bedingt, und diese Erkenntniß fehlt, was Krieg und Friede betrifft, Gott lob! nicht mehr. Woran es noch fehlt, ist, daß man sie beachte, es mit ihr versuche, ihr gemäß verfahre. Sie gering schätzen, ihr kein Vertrauen schenken oder sie gar verachten, heißt: an dem sittlichen Fortschritt überhaupt verzweifeln, oder ihn nicht wollen; heißt: der Menschheit und sich selbst nichts Gutes und Großes mehr zutrauen. Der Menge aber thut in Wahrheit nichts so noth, als nur erst wieder Glauben an sich selbst zu gewinnen.

Wer heute sich mit einer neuen Theorie von Völkerbeglückung hervorwagte, wäre sie auch noch so einfach und praktisch; wer eine Anweisung brächte, die Menschen allmälig in Masse zu veredeln und sie in demselben Maaße mit ihrem Geschick zufriedener, in sich glücklicher zu machen, würde wahrscheinlich mit Achselzucken empfangen, mit kurzer Handbewegung wieder entlassen werden. Eine Vervielfältigung dagegen der Wirkung des Schießgewehrs, oder gar die Erfindung einer Maschine, welche ganze Städte und feindliche Heerlager mit einem Male vom Erdboden hinwegbliese, machte unzweifelhaft ihren Urheber zum Löwen des Jahrhunderts. Es fehlt nur, daß man die Höllen-Maschinen auf die Industrie-Ausstellungen bringt und die wirksamsten mit Preisen krönt und mit Patenten empfiehlt. Das heißt aber mit andern Worten nichts weiter als: wer diesen Menschen sagt, sie seien zu etwas Gutem und Edlem bestimmt, dem schenken sie weder Glauben noch Gehör; wer ihnen dagegen zu verstehen giebt, sie seien Lumpengesindel und nichts Besseres werth, als gelegentlich zusammengeschossen zu werden, der, meinen sie, könne wohl den Geist der Weissagung haben; ihm begegnen sie mit größester Aufmerksamkeit und zollen ihm willig Anerkennung und Gehorsam. Freilich, die Wirkungen der Zerstörungen machen sich schnell, mit einem Male und massenhaft bemerkbar; ihre Handgreiflichkeit muß noch einen Thomas überzeugen. Die Cultur dagegen rückt, wie der Stunden-Zeiger an der Uhr, nur sehr allmälig und unscheinbar vorwärts, und man nimmt den Fort-

schritt nicht eher wahr, als bis ein bedeutendes Stück zurückgelegt ist. Die Bewegung aber würde sich beschleunigen und für Jedermann unleugbar werden, wenn etwas mehr dafür geschähe. Wollte man es sich für die Zwecke des Friedens nur halb so viel kosten lassen, als jetzt in gegentheiliger Richtung verschwendet wird, man würde einen europäischen Krieg bald genug zu den Unmöglichkeiten gezählt sehen. Wenn aber für die sittliche Bildung der Völker in Bezug auf deren höchste und heiligste Interessen viel weniger als nichts geschieht, d. h. wenn ihnen mit Mißtrauen, Neid und Furcht begegnet, mit Verdächtigung, Verfolgung, Verbannung gelohnt wird, so können sich die Eifrigsten, Begabtesten, Bestgesinnten und Conservativsten zu Tode quälen, und die Physiognomie des Weltlaufs ändert sich doch nicht um ein Haar.

Wären von den Millionen Rubeln, Thalern, Gulden und Franken, welche die Kriege des letzten Jahrzehnts verschlungen haben, nur eine oder zwei aufgewendet, die unabhängigen und befähigten Köpfe Europa's sich in Wort und Schrift frei zu Gunsten des Friedens aussprechen zu lassen, den Staaten würde viel Geld, den Völkern viel Blut, den Fürsten viel Bitterkeit erspart sein, und das beglückende Band der Eintracht Europa's würde an Innigkeit und Stärke gewonnen haben.

So etwas paßt aber den materialistischen und egoistischen Bestrebungen des Zeitalters nicht. Bei den Lieferungen von Waffen, Kleidern, Pferden, beim Bau von Festungen und Fahrzeugen verdienen eben die

am meisten, welchen die Fortbildung der Völker zur Humanität am gleichgültigsten, am lästigsten ist. Bis in's Einzelne läßt sich die Verwendung so großer Summen, wie sie Herstellung einer Kriegsbereitschaft erfordert, nie genau überwachen. Indem die Millionen durch so viele Hände wandern, bleibt hier und da etwas hängen, und die, welche über das Ganze oder die Haupt-Theile zu verfügen haben, gewinnen eben damit eine Macht, ein Ansehn, einen Einfluß, wie sie solche in Friedenszeiten und um ihrer persönlichen Verdienste willen niemals erlangten. Indeß auch die Zwecke der Wissenschaft und die Interessen der Cultur, wenn man sich ihrer mit Ernst und Eifer annimmt, haben ihre irdische Seite und können der materiellen Vermittelung nicht entrathen. Wäre es also nur um die Zufriedenstellung derer zu thun, welche sich gern mit Geld-Einnahmen und Ausgaben beschäftigen, welche auf die Verfügung über Außendinge ein großes Gewicht legen und darin ihre Ehre suchen, dergleichen auch mit einer gewissen Vornehmheit und Würde zu besorgen wissen, wäre es, sage ich, nur hierum zu thun, so brauchten wir der Kriege, ja am Ende der Mobilisirungen nicht. Jenen Männern könnte geholfen werden, ohne Feldzug und Marschbereitschaft, wie sich uns weiterhin zeigen wird.

Ein schlimmerer Feind bleibt der Materialismus und Egoismus, welcher aus Selbstgefälligkeit und Selbstverblendung grundsätzlich Allem abhold ist, was wie Vernunft klingt oder irgend wie damit Zusammenhang verräth. Einer logischen Nöthigung Gehör und

Folge zu geben, scheint diesen Leuten schimpflicher, als sich binden und knebeln zu lassen. Beweisen läßt sich ihnen mit Worten und Gedanken nichts; wenn ihnen nicht die Pistole auf der Brust sitzt, glauben sie, es sei Alles nur Spaß, vielleicht weil sie für ihre Beweisführungen eben auch keine andere Methode kennen. Wer Gründen sich fügt, scheint ihnen ein Thor oder ein Schwächling. „Mein gutes Recht, mein baares Geld, mein blankes Schwert!" das ist die ihnen heilige Dreieinigkeit. Nur der Gewalt der Umstände geben sie nach, und durch eben diese glauben sie auch alle Andern zwingen zu können, zwingen zu müssen. [20])

Solche Menschen bekehren hieße einen Mohren weiß waschen wollen. Dieses Geschlecht muß verbraucht werden, wie es ist, und wir mögen Gott danken, wenn es nur niemals das herrschende wird, wenn die Vernunft überhaupt nur das Scepter in der Hand behält; denn wehe dem Staat, wehe der Nation, die dazu verurtheilt wären, statt der Humanität der Brutalität huldigen zu müssen!

Daß eine bedeutende Reduction der stehenden Heere zu den unabweislichen Bedingungen des erstrebten Friedenswerkes für Europa gehört, ist oft genug ausgesprochen und auch von mir schon gelegentlich vorerinnert worden. Eine sofortige allgemeine Entwaffnung halte ich weder für rathsam, noch für ausführbar. Kommt es aber zu der ersehnten Föderation der Staaten, so bedarf jeder einzelne von ihnen natürlich nur ein bescheidenes Contingent. Für den inneren Dienst genügen Miliz und Bürgerwehr vollkommen. Mit der

Verminderung der bewaffneten Macht verringert sich nicht nur die Gefahr zum Kriege, der Staatshaushalt macht damit nicht nur bedeutende Ersparungen, die besseren Zwecken dienen können, sondern ein noch viel höherer Segen ersprießt der Industrie und Cultur aus dem Zuwachs an Arbeitskräften, welchen Ackerbau, Gewerbe, Handel, Künste, Wissenschaften durch die Rückkehr der ihnen so lange vorenthaltenen Jünger gewinnen.

Fragt man mich, was aus allen den vornehmen und vermöglichen jungen Männern werden solle, die bisher nur gleichsam Ehren halber Officier-Stellen im Heere bekleideten, die aber dafür danken möchten, wenn die Militairmacht im Ganzen geschwächt würde, so ist für diese am allerersten gesorgt. Mögen sie reiten und jagen, mögen sie reisen, die Welt umsegeln, Völker cultiviren, Land erwerben, Colonieen gründen und so ritterlich und fürstlich den Namen ihrer Familien auf die Nachwelt bringen! Solche Unternehmungen wären eine standesgemäßere Auskunft für die Secundo- und Tertio-Genitur hoher Häuser als die Zuflucht zur Kloster- oder Casernen-Zelle. So kühnem Wagniß ihrer ersten Ahnherrn danken sie die Ehren und Vorzüge, deren sie sich heute erfreuen. Um derselben für alle Zukunft werth und gewiß zu bleiben, müssen sie die vorväterlichen Tugenden der Welt immer wieder von Neuem vergegenwärtigen. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Die Lorbeerkränze der Ballsäle, der Liebhabertheater, der Spieltische sind nicht die ihrer Ahnen würdigste

Decoration. Rittergüter werden nur noch höchst selten verschenkt oder verliehen, aber sie lassen sich erwerben.

Der Erdboden ist groß genug, um allen seinen vernünftigen Bewohnern, wenn sie sich danach einzurichten wissen, angemessene Wohnplätze zu bieten. So lange die letzte Scholle nicht bebaut ist, bleibt es eben so thörigt als verbrecherisch, Krieg anzufangen, um vor Uebervölkerung gesichert zu sein. Man organisire die Auswanderungen, man überlasse sie nicht dem Zufall! Kenntnißreiche, erprobte, angesehene und human denkende Männer stelle man an ihre Spitze und rüste sie reichlich mit Mitteln aus, daß die Ankömmlinge im fremden Land nicht damit debütiren dürfen, die Eingeborenen todt zu schlagen, oder sich von ihnen todt schlagen zu lassen, und man wird ein so lange todt geglaubtes, todt gelassenes Capital Wunderfrüchte für das Mutterland wie für die Fremde tragen sehen! 21)

Einen Ausgleich der Standes-Interessen dieser Art kann die Gesellschaft mit vereinigten Kräften beginnen, aufmuntern, fördern, sie kann ihn aber nicht für sich allein aus- und durchführen. Die Machthaber müssen das Ihrige dazu thun, und sie werden es, wenn Wunsch und Bedürfniß ihrer Völker in dieser Beziehung sich ihnen in gesetzmäßiger, aber unzweideutiger, nicht zu übersehender noch zu überhörender Weise kund thun. Die Fürsten, halten wir dies Eine ja immer fest! die Fürsten für sich haben kein Wohlgefallen am Kriege. Sie vertrauen nur den Insinuationen der Politiker zu viel; sie sind nur zu hingebend gegen den Ungestüm der kampfbegierigen Streiter, die nach Rache

schreien und vor Verlangen brennen, sich mit dem Feinde zu messen. Philosophisch aber, nicht blos politisch erwogen, soll allerdings der Regent seinen Staatsmännern und Kriegern an Besonnenheit, Einsicht und Energie nicht nach-, sondern voranstehen und sich in seinen Maaßnahmen nicht von den Ansichten und Interessen des einzelnen Standes oder dieser und jener Persönlichkeit bestimmen lassen, sondern vom Gesammt-Interesse des Staats und der Wohlfahrt aller Völker. Von den Souverainen wird nicht verlangt, daß sie sich irgend welcher Hoheits-Rechte begeben, welche die Signatur der Vernunft, den Stempel der Nothwendigkeit und innerer Wahrheit an der Stirn tragen. Nur von den durch das leidige Herkommen kanonisirten Gewohnheiten sollen sie den Anforderungen der Zeit etwas zum Opfer bringen; nur diejenigen Vorbehalte fallen lassen, die dem sittlichen Gefühl wie dem Rechtsbewußtsein heutiger Bildung nicht mehr entsprechen und die sich schließlich mit ihrer eigenen Würde so wenig vertragen als mit der allgemeinen Menschenwürde.

Das Verdienstlichste, aber auch das Dringlichste, was von Seiten der Fürsten zunächst in's Werk zu richten wäre, bleibt eine gründliche, eine durchgreifende Reform der Diplomatie, deren Geheimnißkrämerei, deren zweideutiges Wesen und zwitterhafte Stellung eine der ergiebigsten Werkstätten oder Firmen für immer neuen Kriegsstoff bildet.

Erfreuten die Diplomaten sich einer Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Sicherheit von richterlicher

Machtvollkommenheit, fußten ihre Arbeiten lediglich auf dem festen Boden gültiger Verträge von unzweifelhafter Gesetzeskraft, dürften sie ihr Verhalten lediglich nach ihrer besten persönlichen Ueberzeugung und nach ihrem Gewissen bemessen und könnten sie außer dem Fall ihnen gerichtlich nachgewiesener Unfähigkeit oder Untreue nicht abgesetzt werden: dann allerdings würden sie auch im Stande sein, stets eine offene Sprache zu führen, entschieden aufzutreten, überall den geraden Weg innezuhalten und auf allgemein zufriedenstellenden Erfolg rechnen dürfen. Statt dessen sehen sie sich in den meisten Fällen auf besondere Instructionen ihrer Regierung verwiesen, nicht selten an den ausdrücklichen Willen ihres Souverains gebunden und wider Wissen und Wunsch vielleicht noch häufiger durch den fremden Herrn und dessen Hof beeinflußt, bei denen sie als Gesandte dienen. Wesentlich ist ihre Mission doch rein staatsmännischer Natur. Sie sollen Recht und Interesse ihres Staates der auswärtigen Macht gegenüber wahrnehmen und vertreten. Während sie aber in dieser Eigenschaft noch mit polizeilichen Geschäften ganz untergeordneter Natur belastet sind, sollen sich nach einer andern Seite hin der Ernst und das Gewicht ihrer Sendung zum heitern Repräsentations-Spiel verflüchtigen, und man stempelt sie zu förmlichen Hofmännern. Der Diplomat ist in der fremden Residenz nicht nur auch hoffähig, sondern in gewissem Sinne hofpflichtig. Dadurch kommt ein Zug in seine Stellung, der seinen Standpunct zu berücken, seine Wirksamkeit zu beein-

trächtigen, seinen Charakter zu trüben, das öffentliche Urtheil über ihn zu beirren geeignet ist.

Man trenne also die so seltsam, so gewaltsam vereinten, an sich einander fremdartigen Functionen und wähle für jede derselben den ihr entsprechenden Mann! Zur Wahrnehmung der Beziehungen zwischen Hof und Hof ist Niemand geeigneter als ein ächter Cavalier, der die Form beherrscht und der Sitte gerecht wird, aber sich auch lediglich auf diese Seite beschränkt, sich um die Politik nicht kümmert, keinen Krieg machen, sondern ihn, wenn er da ist, höchstens mitmachen will. Für die polizeilichen Verkommnisse genügt ein erfahrener Verwaltungsbeamteter, welcher seiner Landesgesetze kundig und in Sprachen bewandert ist. Die politischen Angelegenheiten dagegen erfordern einen durchgebildeten, sach- und fachkundigem, charakterfesten Staatsmann, der, wie der Richter nach dem Gesetz, nach Maaßgabe der vorhandenen Verträge, oder der thatsächlich obwaltenden Verhältnisse den vorliegenden Fall beurtheilt und entscheidet, den man dann aber auch nicht mit der Erklärung compromittiren dürfte, man wolle sich an den Buchstaben der Verträge nicht binden, und die Ansicht der Herren vom grünen Tisch sei unpraktisch. Allerdings sind sie für sich die Theoretiker. Sache der Praktiker bleibt es, die Erkenntnisse jener zu verwirklichen, zu vollziehen. Wird dies verweigert und eine Praxis ohne Theorie, ohne vernünftige, rechtliche Grundsätze beliebt, so mögen diese Naturalisten sehen, wohin sie mit ihren Praktiken gerathen! Das Recht der Stärke ist damit offen als

das allein wahre proclamirt und damit nicht nur der Krieg für alle Zeiten, sondern auch die Rebellion für berechtigt erklärt. Wähnt man, daß die Völker sich bis in Ewigkeit geduldig zur Schlachtbank führen lassen werden? Friedrich der Große scheint es bezweifelt zu haben. [23])

Um nun die Staats-Vertreter im engeren Sinne des Wortes gegen jede Beeinflußung und Beirrung ihrer Selbstbestimmung von Seiten der Höfe möglichst sicher zu stellen, scheint nichts zweckmäßiger, als sie sämmtlich von den verschiedenen Residenzen Europas und der verbündeten Länder abzuberufen und sie an einem bequem gelegenen Platze inmitten des Welttheils vereint residiren und tagen zu lassen, etwa nach Art der Bundestags-Gesandten zu Frankfurt a. M. Dieser Platz selbst oder die Schweiz böten neutralen Boden genug, die Unabhängigkeit der Berathungen und Beschlüsse einer solchen Versammlung zu sichern. Damit wären sie allen Mißlichkeiten von Gratulations- und Condolenz-Couren, von Diners, Assembléen und Soiréen enthoben, und formeller Weise wäre damit zugleich schon ein mächtiger Schritt gethan zur Föderation der europäischen Staaten, ohne die nun einmal ein dauernder Friedenszustand für unsern Welttheil, wie es scheint, nicht zu verwirklichen steht.

Alle Vorschläge und Entwürfe zum ewigen Frieden, von Heinrich IV. an bis auf die neueste Zeit, haben ein solches Föderativ-System zu ihrem Kernpunct, — Beweises genug, daß dieser Gedanke wohl ein richtiger, diese Auskunft vernünftiger Weise die

einzig mögliche ist. Selbst Napoleon kam in seinen philosophischen Meditationen auf St. Helena darauf zurück, nur daß er, wie Heinrich IV., selbst die Ehre haben wollte, den Bund in's Leben zu rufen, ja ihn zu erzwingen. Wenn er in Moskau gesiegt hätte, meint er, dann würde er ein europäisches Fürsten- und Staaten-Bündniß, ein allgemein verbindliches Völkerrecht, gleiches Münz- und Handelsgesetz u. dgl. m. mehr geschaffen haben. Diesem Siege sollten weder Congreß noch heilige Alliance fehlen. [24])

Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, wie weit es Napoleon mit diesen Ideen Ernst gewesen ist, und ob die Ereignisse nach dem Siege ihn nicht anderweitig in neue Kriege verwickelt haben würden. Das aber bleibt an sich klar und gewiß, daß in dieser Beziehung ein einseitiges Vorangehen eines einzelnen Monarchen, wäre er für den Augenblick auch der mächtigste des Erdbodens, nicht zum Ziele führt ohne ein bereitwilliges Entgegenkommen von allen übrigen, und daß die Völker selbst, daß die öffentliche Meinung durch ganz Europa solchem Beginnen bereits vorgearbeitet haben müssen, wenn es nachhaltigen Fortgang haben und zu einem Ziel von Dauer führen soll. Man will eben keine Universal-Monarchie. Die Souveraine wollen und können, wenn sie auch nicht, wie Kant, die bürgerliche Verfassung jedes Staates republicanisch gemodelt wünschen, sich doch unter einander nur in der Verfassung einer Universal-Republik angemessen und sicher placirt sehen.

An Vorbildern zu einer europäischen Bundes-

Verfassung ist in unsern Tagen kein Mangel. Wem die nordamericanische Union und die schweizerische Eidgenossenschaft noch zu freisinnig scheinen, den verweisen wir auf den deutschen Bund. Bei allen Mängeln, die demselben noch vorzuwerfen wären, hat er doch unbestritten das nicht hoch genug anzuerkennende Verdienst, seit seinem Bestehen einen Krieg deutscher Mächte gegen einander verhüthet zu haben. Auf das deutsche Reich, was damals mehr als 200 Souverainetäten in sich begriff, weist auch der Abbée von St. Pierre fortwährend hin und stellt ihn den europäischen Regenten neben den vereinigten Niederlanden und der Schweiz als Muster auf. Ueber jede Besorgniß erhaben, steht aber auch der deutsche Bund erst ganz befestigt inmitten des europäischen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, falls Europa einmal wieder (was der Himmel nicht gebe!) von einem allgemeinen Kriegsbrande heimgesucht würde, es nicht an vielfachen Versuchen fehlen wird, das Vaterland von Neuem zu zerspalten und Deutsche gegen Deutsche für Rechnung des Auslandes kämpfen zu lassen.

Die Grundlage der europäischen Bundes-Verfassung würden selbstverständlich einerseits die noch in Kraft stehenden Verträge, andrerseits das augenblickliche völkerrechtliche Verhältniß zu bilden haben. Was daran noch ungenügend befunden würde, bliebe späterer ruhiger Erwägung und Beschlußnahme vorbehalten. Hauptbedingung für den Augenblick wäre nur, daß die Mächte insgesammt darüber einverstanden wären, sie wollten für ihre Differenzen keinen Krieg

mehr; die Kriege seien etwas, dessen sich die Menschheit den Thieren gegenüber zu schämen habe; es sei nicht blos ungöttlich und unmenschlich, sondern unnatürlich, ja wider die Natur und eine Schmach für unser Geschlecht, Menschen unschuldiger Weise einander auf das Grausamste massenweis hinschlachten zu lassen; die Unterthanen würden in ihrem Vertrauen auf den heiligen Zweck und die heilige Ordnung des Staates auf das Unverantwortlichste betrogen, wenn man, statt ihnen Dasein und Wohlsein zu sichern, sie nur als Material verbrauchte, die Ideen dieses oder jenes Staatskünstlers oder Feldherrn durchzuführen; das sei kein wahres Glück selbst für den Enkel und Urenkel, wenn er wisse, sein Wohlergehen sei mit Elend, Noth und Tod seiner Eltern und Voreltern erkauft; der heiligste Zweck könne nicht heillose Mittel heiligen; wer Gott, wer der sittlichen Weltordnung mit Aufopferung seiner Brüder dienen wolle, solcher Fromme verliere den Proceß vor dem Tribunal des Weltgerichts schon um der argen Verstöße in der Form willen, wäre seine Klage an sich auch vollkommen begründet und gerechtfertigt.

Man sieht wohl, der erste Impuls zum Friedenswerk muß humaner, muß religiös-sittlicher Natur sein. Das, was man Politik zu nennen sich gewöhnt hat, zählt dabei erst in zweiter oder dritter Reihe. Vor der Principal-Frage: „Soll fortan ewiger Friede oder Krieg den Welttheil, den Weltlauf beherrschen?“ vor dieser Frage muß jede andere nach Besitz, Rang, altem Herkommen u. dgl. zurücktreten. Eben deshalb

ist, wenn mit der guten Sache Ernst gemacht werden soll, an irgend einen Status-quo anzuknüpfen, gleich viel an welchen. Wie die Dinge im Augenblick des Entschlusses stehn und liegen, müssen sie genommen werden. Wollte man erst dann beginnen, wenn alle Betheiligten mit ihren Ansprüchen vorher zufrieden gestellt wären, so dürfte der europäische Bundestag mit dem Nimmermehrstage zusammenfallen. Im Interesse von so vielen Hundert Millionen gegenwärtiger und zukünftiger Staatsbürger kann und muß das einzelne Staatsoberhaupt ein Opfer bringen und mit einer ihm zugebilligten Schadloshaltung für sich und seine Familie fürlieb nehmen.

Natürlich genügt für einen Staatenbund von so umfassendem Belang, von so hochwichtiger Bestimmung nicht die Repräsentation durch eine diplomatische Körperschaft. Das Völker-Interesse muß sich selbst wahren und durch ein europäisches Parlament vertreten. Darüber hinaus bleibt es den Souverainen vorbehalten, ihr persönliches Standes- und Familien-Interesse durch einen besonderen Regenten-Verein eben so angelegentlich wahrzunehmen.

Was das europäische Parlament betrifft, so hat ein Namensvetter und College in seinem im verwichenen Sommer veröffentlichten Schriftchen: „Die vereinigten Staaten von Europa" (von Dr. K. E. Richter zu Dresden), beachtenswerthe Vorschläge gemacht, die vielleicht noch mannigfacher Berichtigung und Ergänzung bedürfen, indeß geeignet scheinen, der Inbetracht-

nahme des Gegenstandes überhaupt Anknüpfungspuncte zu bieten.

Der Verfasser zählt **54** souveraine Staaten Europa's, **46** Monarchieen und **8** Republiken, unter letzteren die Schweiz oben an, dann die **4** freien Städte, darauf San Marino und das zur Zeit noch herrenlose, **9** □Meilen große Andorrathal in den Pyrenäen. Welches die achte Republik sei, ist nicht gesagt. Ich vermuthe, daß damit die unter österreichischer Oberhoheit stehende kleine dalmatische Republik Poglizza gemeint sei. Diese souverainen Staaten sollen nun sämmtlich mit gleicher Stimm-Berechtigung den europäischen Bund bilden in der Weise, daß jedem von ihnen nicht nur seine Souverainetät, sondern auch seine bisherige Regierungs- und Verfassungsform garantirt bliebe. Soweit hält sich Alles noch innerhalb der Wiener Congreß-Beschlüsse. Die gleiche Stimm-Berechtigung ist sogar schon von Heinrich **IV.** allen Staaten zuerkannt; ja dieser gekrönte Philantrop ging noch weiter und verlangte, daß zum Bundes-Heere alle Staaten, der kleinste wie der größeste, ein gleich starkes Contingent stellen sollten, damit sie desto mehr vor der Gefahr gesichert wären, einer vom andern plötzlich mit Krieg überfallen zu werden, eine Vorsichtsmaaßregel, die heute kaum noch für nöthig oder zweckmäßig erachtet werden dürfte.

Die Abstufung der Staaten nach **4** Rangclassen, welche der Wiener Congreß sanctionirt, verwirft unser sächsische Gelehrte, als mit der Souverainetät unverträglich und innerhalb der Föderation auch uner-

heblich und ohne Bedeutung. Außer dem Beispiel der nordamerikanischen Union, auf die er sich beruft, weil darin der kleinste Staat mit dem größesten auf gleicher Rangstufe stehe und im Congreß gleiche Geltung behaupte, ließe sich dafür noch anführen, daß für die Zwecke des Kriegs allerdings die größere oder geringere materielle Macht von entscheidendem Gewicht bleibt, für das Friedens-Interesse dagegen der Gedanke und die Gesinnung den Ausschlag geben. Der Repräsentant eines kleinen Staates kann ja allerdings einmal einen gescheuteren, für das Gesammt-Interesse ausgiebigeren Vorschlag machen, als der Bevollmächtigte dieser oder jener Großmacht. Indeß wird nach einer andern Seite hin doch auch den berechtigten Ansprüchen der Großmächte Rechnung getragen.

Das europäische Parlament soll nämlich aus zwei Häusern bestehen, einem Staaten-Hause und einem Hause der Abgeordneten. Nur in ersterem, nur bei der Repräsentation der Souverainetät sollen alle Staaten gleichmäßig durch zwei Vertrauensmänner vertreten sein; das andere dagegen wäre nach der Kopfzahl zu beschicken, so daß auf jede Million Einwohner etwa zwei Abgeordnete gewählt würden. Die Glieder des diplomatischen Corps hätten bei diesem Parlament gewisser Maaßen die Function von Regierungs-Commissarien.

Es begreift sich, daß die Geschäfte einer solchen Bundesbehörde nicht im Voraus zu detailliren sind, daß sie aber jedenfalls neben der Gewährleistung des europäischen Friedens den Völkern noch viele andere

Vortheile stiften müßten, wie z. B. eine Vereinbarung über Posten, Eisenbahn, Paßwesen, über Münze, Maaß und Gewicht, über Handels- und Preßgesetze u. dgl. m. Man bedürfte eines einzigen großen Heeres, der Bundes-Armee; vielleicht auch nur einer einzigen gemeinschaftlichen Kriegsflotte. Die Frage indeß, ob Staaten mit außereuropäischem Besitz auch für diesen oder ohne ihn der Union beizutreten hätten, oder ob der Bund als solcher die Colonieen übernehmen solle, bedarf nach meinem Erachten einer sehr reiflichen Prüfung, um nicht, was nach innen an Ruhe und Sicherheit gewonnen worden, nach außen funfzigfach wieder auf das Spiel zu setzen. Der Sächsische Publicist schlüpft über diese Frage viel zu leicht hinweg. Beiläufig lasse ich nicht unerwähnt, daß Bertinatti von Turin auf dem Brüsseler Friedens-Congreß äußerte, es sei am besten, die Colonieen ganz zu emancipiren.

Seine höchste Bedeutung für das Friedens-Interesse behält der europäische Bund als oberster Gerichtshof für die internationalen Streitigkeiten. Nur Männer von bewährter Kenntniß, Einsicht, Charakterstärke und Auctorität würden hier als Richter fungiren können. Selbst Fürsten zu Beisitzern, nöthigen Falls zu Präsidenten zu berufen, würde diesem Gericht nichts schaden, sondern im Gegentheil das Vertrauen der Souveraine zu dessen Untersuchungen und Entscheidungen nur erhöhen können. Das europäische Bundesrecht fachmäßig zu studieren, um sich zu einem festen Richter-Amt an so hoher Stelle rite zu befähigen, dürften in Zukunft selbst begabte Prinzen nicht mehr

für unter sich halten. Natürlich müßte dieser Gerichtshof sich bereits auf ein vorhandenes Bundesgesetz und für die Ausführung seiner Erkenntnisse auf eine achtbare vollziehende Macht stützen können.

Schon der Entwurf eines allgemein verbindlichen europäischen Staatsrechtes ist eine Aufgabe, würdig, die juridischen, publicistischen und diplomatischen Kräfte des Jahrhunderts in Anspruch zu nehmen. Für die Form der Anordnung böte einstweilen die deutsche Bundes-Acte einen Anhalt dar. Den wesentlichsten Theil des Materials würden wohl die noch anerkannten Verträge und, wo diese fehlten oder außer Wirksamkeit wären, die besondere Uebereinkunft der Mächte zu bilden haben. Was bisher als Völkerrecht gegolten, ist, wie oft bemerkt, so zweideutiger, so unhaltbarer Natur, daß sich darauf unmöglich ein dauerndes Friedenswerk begründen läßt. Eine Sammlung naturrechtlicher Abstractionen, mit dem Ausspruch dieses oder jenes berühmten Mannes unterstützt, und ein Quodlibet von Usancen und Observanzen, durch die aber Niemand sich gebunden erachtet, der sie nicht gelten lassen will, die Jeder sich am Ende nach seinem Vortheil deutet und auslegt, das ist dieses so oft verhöhnte, so oft gepriesene Völkerrecht. Wie wenig die Völker darin vertreten sind, ist hundertmal beklagt worden. Die höchste Weisheit desselben ist im Grunde nur, daß immer der Recht habe, der die Gewalt hat. Man schließt den Frieden »rebus sic stantibus«, unter so bewandten Umständen, und bricht ihn, sobald die Umstände sich verbessern oder verschlim-

mern. Man unterscheidet die persönliche Souveränetät des Regenten von seiner staatlichen und läßt ihn in der einen Eigenschaft Zusicherungen machen, die er in der andern nicht halten kann, nicht halten soll. Man tröstet, wo der Krieg einmal eine ungerechte Sache siegen macht, mit der Nemesis der Geschichte, läßt aber dabei die Unglücklichen trostlos, die inzwischen dem Triumph der Ungerechtigkeit zum Opfer fielen. Ganz anders muß sich dies Alles stellen, wenn an die Stelle solcher Rechts-Fictionen und Rechts-Illusionen der klar und bestimmt ausgesprochene Wille der vereinigten Mächte als unverbrüchliches Gesetz tritt.

Die vollziehende Macht des Bundesgerichts bliebe das Bundesheer, stark genug, um noch Großmächten, die in den Fall der Verurtheilung kämen, Achtung einzuflößen. Dieses europäische Bundesheer dürfte natürlich in nichts an die alte buntscheckige schlaffe deutsche Reichs-Armee erinnern. Der Dienst bei dem einmal noch für nothwendig erkannten Militair hätte dem bisherigen an Ernst, Eifer und strenger Ordnung nicht ein Haar breit nachzugeben. Im Augenblick der Gefahr müßten die Truppen nicht nur kampffähig, sondern auch kampfgerüstet gefunden werden, daß es nicht den Einen an Pferden, den Andern an Säbeln oder Patrontaschen, den Dritten an Pantalons oder Kamaschen fehlte. Die Organisation bis zum Oberanführer hinauf wäre, wie die Feuerordnung eines guten Hauswirthes, im Voraus auf das Bestimmteste zu regeln und festzustellen, damit nicht, wo Handeln noth thut, über Rangordnung und Reihefolge gestritten

5*

würde, wie dies im guten Deutschland Alles schon da gewesen ist.

Also seine Schwierigkeiten hat die Herstellung eines europäischen Friedens von Dauer in jeder Rücksicht. Aber diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich und gar nicht zu vergleichen mit den Beschwerden, Mißlichkeiten und Gefahren, welche der jetzige Zustand der Dinge mit sich führt. Alle Vorschläge zum Besseren, welche die Vernunft macht, haben ihr Unbequemes, aber sie haben dafür auch den großen Vorzug, daß sie leisten, was sie sollen.

Die Phantasie der besonders sogenannten „Friedensfreunde“ durchfliegt freilich solche Schwierigkeiten mit Blitzesschnelle. Sie wünscht die öffentliche Meinung zu berichtigen, aber sie erwägt nicht, daß dazu Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte gehören. Sie erwartet von allen Völkern beschickte Friedens-Congresse, vergißt aber, daß dazu Männer, ich will nicht einmal sagen von wissenschaftlicher Bildung, sonder nur von — Sprachkenntniß gehören. Zu Brüssel und Frankfurt a. M. hatten die Friedensfreunde Mühe, sich selbst und noch mehr dem Publicum verständlich zu werden. Am besten ging es noch mit dem Französischen. Die jetzt in Europa noch am meisten cultivirte Sprache ist allerdings die französische, aber gerade diese ist recht eigentlich die Kriegssprache. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Sprache der Philosophie, die deutsche, auch einmal als die geeignetеste Friedenssprache anerkannt und zur allgemeinen Völker-Vereinssprache erhoben werden wird, wie denn auch die meisten Souveraine

Europas bereits deutsch sprechen können oder wenigstens das Deutsche verstehen. Aber von der Sprache ganz abgesehen, die Friedensfreunde verlangen eine sofortige allgemeine Entwaffnung und bedenken nicht, daß zur Zeit noch in den größeren Staaten Tausende von Menschen, wenn nicht vom Kriege, so wenigstens von der Kriegs-Idee leben, ganz darauf eingerichtet sind und vielleicht betteln gehen oder pensionirt werden müßten, wenn es plötzlich keine Soldaten und keine Möglichkeit zu Kriegen mehr gäbe. Sie fordern ein europäisches Schiedsgericht, aber sie verschweigen, wer die Richter sein und nach welchem Gesetzbuch diese entscheiden sollen. Endlich lassen sie die Völker mit Leichtigkeit über Ocean und Gletscher hinweg einander die Hand reichen, aber die Fürsten, die sich doch auch gern so menschenfreundlich begrüßen möchten, lassen sie zu Hause und kümmern sich nicht um deren Schicksal.

Diese Leichtfertigkeit der Friedensfreunde und ihr ostensibler (das Schaugepränge liebender) Charakter hat ihnen vorübergehend einen namhaften Anhang verschafft, der aber nicht Stich gehalten und zu keinem andern Erfolge geführt hat, als für den Augenblick Aufsehn zu erregen. Die Philosophie, der es mit der Sache Ernst ist, die aber zur Verwirklichung ihrer Ideen alle Stände, alle Völker und kommende Generationen in Rechnung stellt, darf von der Gegenwart nicht so schnellen Applaus erwarten, aber sie ist des bleibenden Dankes der Nachwelt gewiß. Ihre Rathschläge haben, wie erwähnt, für den Augenblick manches

Ungewohnte und darum Auffallende und Unbequeme, aber sie sind heilsam, zuverlässig in ihrer Wirkung. Das gilt nun namentlich auch noch von dem schließlich zu besprechenden Regenten-Verein, der den europäischen Bund vollenden und krönen soll.

Alle Elemente zu einem solchen Regenten-Verein sind vorhanden, und doch existirt er selber kaum der Idee nach. Sämmtliche Souveraine Europa's rühmen sich, in freundschaftlichen Beziehungen zu einander zu stehen, und verleugnen diese selbst für den Fall nicht, daß ihre Völker sich im Felde bekämpfen. Die meisten von ihnen sind außerdem noch durch Bande des Bluts näher oder entfernter mit einander verwandt. Dennoch haben alle diese Bande sich bisher nicht stark genug erwiesen, ihre Unterthanen davor zu schützen, daß nicht je zuweilen die Kriegsfurie von der Kette ab- und auf sie losgelassen wird. Vielleicht wäre Allen geholfen, den Fürsten wie den Völkern, wenn die zu eng und straff gezogenen Freundschafts- und Verwandtschafts-Bande etwas gelockert und auf das bescheidene Maaß eines freundlichen collegialen Einvernehmens zurückgeführt würden!

In der That ist der Regenten-Verein, der mir vorschwebt, ungemein einfacher und bescheidener Natur. Alle europäischen Souveraine und, wenn sie wollen, auch die jeweiligen Präsidenten der Republiken, sollen alljährlich an einem bestimmten Ort zusammenkommen und sich ihrer friedlichen collegialen Gesinnungen auf's Neue versichern. Mehr wird nicht verlangt; dies Wenige genügt vollkommen. Wer in Person zu er-

scheinen behindert ist, sendet denjenigen als Stellvertreter, der ihm im Rang am nächsten steht; Mitregent, Thronfolger, Gemal, Bruder oder wie er sonst heißen mag, nur keinen unterthänigen Minister oder Botschafter. Neben der Ebenbürtigkeit oder Gleichständigkeit wäre unerläßliche Bedingung der Mitgliedschaft, daß jeder Theilnehmer für sich und seinen Staat dem entweder schon gestifteten oder demnächst zum Abschluß kommenden Bunde angehöre, also eidlich sich verpflichtet habe, nicht nur für sich gegen keinen Bundesgenossen sein Recht eigenmächtig und gewaltthätig zu verfolgen, sondern auch nach besten Kräften verhüthen zu helfen, daß es zwischen Mitgliedern des Vereins überhaupt jemals zu derartigen Feindseligkeiten komme.

Der Verein wäre somit im Grunde nur ein verstärkter Schutz gegen Kriegsgefahr in Europa, und sein jeweiliger Zusammentritt eine feierliche Beglaubigung, eine Bürgschaft dafür, daß der Bund noch wirklich und wirksam existirt. Wenn schon rein socialer Natur, würde er der erhabenen Stellung der Mitglieder wegen von selbst zu einer Art von Controlle und Ober-Instanz für die Angelegenheiten und Leistungen des Bundes werden. Hierauf bezügliche interessante Mittheilungen, in der Form unbefangener vertraulicher Unterhaltung, sollten die einzige Arbeit der erlauchten Gesellschaft bei ihrer jährlichen Zusammenkunft ausmachen. Für dringende dahin einschlägige Vorkommnisse in der Zwischenzeit von einer Zusammenkunft zur andern würde wohl die Wahl einer

permanenten Commission mit durchgehend wechselndem Präsidium sehr zweckmäßig sein, wodurch zugleich bei einem Anzeichen von Gefahr eine außerordentliche Zusammenberufung des Vereins leicht zu bewirken wäre.

Die Versammlung soll weder ein politischer Congreß noch etwa ein Hofgelage sein. Es bedarf dazu also nicht der Staatsmänner, keiner Cavaliere, keiner großen Dienerschaft, überhaupt keiner besonders glanzvollen Repräsentation, endlich nicht einmal eines mehrtägigen Beisammenseins. Ein einfaches fürstliches Mahl, ein erhebender gemeinsamer Kunstgenuß wäre ausreichend, den verschiedenen Gliedern der im Ganzen gleichartigen Gesellschaft zum vereinigenden Mittelpunct zu dienen und Einzelnen Gelegenheit zur gegenseitigen Annäherung zu bieten. Indem die Majestät zum bescheidensten Souverain hinabsteigt, bleibt ihr Repräsentant dennoch unter Seines-Gleichen und bei sich selbst. Durch den Besuch dieser Versammlung würde kein Regent mehr oder weniger als er ist.

Wem dies Bild eines Fürsten-Vereins nach Art der Naturforscher-, Gelehrten- und sonstigen Fachmänner-Vereine doch allzu naiv und idyllisch erscheint, wer zu zweifeln geneigt ist, daß der Kaiser von Rußland mit dem Fürsten von Liechtenstein oder dem Bürgermeister von Lübeck, der Papst mit dem Sultan als gleichberechtigt und gleichverpflichtet sich zu Tisch setzen möchten, der vergesse nur nicht, daß der Zweck des Vereins der erhabenste von der Welt und das zu

seiner Verwirklichung in Vorschlag gebrachte Mittel tausendmal edler und vernünftiger ist, als jenes Rendez-Vous auf dem Schlachtfelde, wo man die erste Bekanntschaft mit einem Willkommen vom groben Geschütz macht und zum Abschiede Lachen von Menschenblut durchwatet, um zu einer freundschaftlichen Umarmung zu gelangen. Däucht aber dennoch der Gedanke dem gegenwärtigen Geschlecht zu kühn, zu unerhört, das nächstfolgende dürfte ihn schon weniger bedenklich, das dritte oder vierte bereits ganz in der Ordnung finden. Die Standesehre der Souveraine fordert nur, die Macht ihrer Völker, ihrer Staaten persönlich zu repräsentiren; ob in friedlicher, ob in kriegerischer Weise, sind für sie zunächst nur zwei verschiedene Formen für eine und dieselbe Sache. Kann es ohne Schaden für sie in ersterer Weise geschehen, oder verlangt gar die öffentliche Meinung, die allgemeine Wohlfahrt, daß es in dieser Weise geschehe, so mag man gern glauben, daß auch sie nach ihrer persönlichen Denkweise der friedlichen Demonstration den Vorzug geben vor der kriegerischen.

Jedenfalls muß die Friedensliebe der Souveraine, wenn sie aus freiem Antriebe zu einem solchen Regenten-Verein einander die Hand reichen, jeden Schimmer von Verdacht verlieren. Ja, ihr Beispiel wird überzeugender, als Reden und Schriften von hundert Gelehrten, ihre Völker den Frieden als das Vernünftige, Erringungswürdige, Erringungsfähige erkennen lehren. Thatsächlich werden sie der Welt die

Lehre ertheilen, daß Verschiedenheit an Glücksgütern, an Rang, Ansehn, Macht, Bildung und Glauben die Menschen nicht hindern kann, sich innerlich einander gleich und ebenbürtig zu erachten und in ihrer Eintracht erst ihr höchstes, ihr wahres Glück zu finden. Schon daß von ihnen selbst den Völkern der Völker-Friede zur Aufgabe gemacht wird, bleibt wichtig und von großem Gewinn. Zur Zeit kreuzt die Entwickelung der Menschheit ja ganz ohne festen Gang, wie ohne festes Ziel, bewußtlos hin und her, den Zweck ihres Vegetirens, ihres Strebens hinter den Wolken oder im Genuß des Augenblicks suchend. Wird dem Geschlecht statt dessen ein schönes, hohes, aber nachweislich erreichbares Ziel auf Jahrhunderte hinaus zur Aufgabe gemacht, wie anders, wie ernst, wie würdig und zugleich wie lohnend muß alsdann die Arbeit der Nationen und jedes Einzelnen in ihr sich gestalten!

Der Materialismus und der Egoismus, das Jagen nach immer mehr Ansehn, Gewinn und Genuß sind es, was heute alle höheren Strebungen der Gesellschaft und auch die Politik vergiftet, was Völker, Staaten und Fürsten sich gegenseitig zu verderben treibt. Ist die Macht dieser Erzfeinde unseres Geschlechts gebrochen, weiß jeder Souverain sich nur als Repräsentanten unabänderlicher Verhältnisse, die er durch keinen Krieg mehr heben kann, so wird sein Ehrgeiz fortan nur noch der sein, Andere an Ruhm weiser Regierung und edler Fürsorge für sein Volk zu übertreffen.

Wahrlich! der allgemeine Weltfriede ist kein leeres Hirngespinst, mag seine volle Verwirklichung noch Jahrhunderte, Jahrtausende lang die besten Kräfte beschäftigen. Ist nur Europa erst in sich einig und durch Einigkeit stark, so werden sich die Völker anderer Welttheile unserm Bunde von selbst anschließen, je näher die Bahn ihrer Entwickelung der unsern rückt. Des Zieles Ferne darf uns wen'ger schrecken, als ein zielloses Streben; genug, daß wir's erkannten und den Verfolg Nachkommenden zur Pflicht machten.

Zusätze und Erläuterungen.

1. Der Jenseitsglaube.

Der Kampf gegen den falschen Unsterblichkeitsglauben, welcher weder von der Vernunft, noch in der Lehre des Evangeliums seine Bestätigung findet, ist, wie Literaturkundige wissen, eine meiner namhaftesten Lebensaufgaben geworden, der ich seit 30 Jahren die besten Kräfte nicht ohne mannigfach erfreulichen Erfolg gewidmet habe. Gegen die individuelle, d. h. räumlich-zeitliche Fortdauer habe ich die urchristliche Lehre vom ewigen Leben geltend gemacht, d. h. die Fortdauer menschlicher Persönlichkeit als eines Momentes, als eines activen lebendigen Gedankens innerhalb der göttlichen aufgefaßt, nach den Worten des Evangeliums: „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen; ihm leben sie Alle.“ Keiner seiner Gedanken kann ihm verloren gehen; aber die individuellen Träger derselben können ihm freilich vor der Zeit und unberufener Weise heimgesandt werden, was ihn, den Unerschöpflichen, allerdings nicht in Verlegenheit setzt, für seine Boten aber doch eine Schmach, eine Qual, ein Unglück bleibt, was er nicht ungerächt lassen kann. Welchen Einfluß diese höhere ideelle Fassung der Unsterblichkeit auf die Frage nach dem Vernunftrecht zum Kriege übt, habe ich verschiedentlich in meinen Schriften angedeutet, am unumwundensten ausgesprochen in der zweiten Auflage meiner Vorträge über die persönliche Fortdauer (Hamburg, 1855. J. F. Richter). Hier heißt es (S. 186 ff.) wörtlich:

„Wird man davon überzeugt, daß es mit dem Traum vom individuellen Fortleben nach dem Tode nichts ist, und

daß der auf dem Schlachtfelde Verexperimentirte als Individuum für immer um das Leben gebracht wird: so wird man einerseits die Lust verlieren, sein Dasein leichtsinnig auf das Spiel zu setzen, andererseits es nicht mehr wagen wollen, um bloßer Eroberungs- und Herrsch-Gelüste willen Tausende und Hunderttausende der Vernichtung preis zu geben. Es würden dann schon größere, ewige, heilige Güter in Gefahr stehen und alle feindlichen Auskunftsmittel erschöpft sein müssen, wenn es noch zu einem Kriege kommen sollte. Motive, wie der Wunsch, an Land und Leuten Zuwachs zu gewinnen, die Ehre der Hegemonie in Leitung der Welthändel zu behaupten, — diese und derartige Motive verlieren ihre Geltung, sobald die Erkenntniß Wurzel faßt und Boden gewinnt, daß in der Quadrat-Meilen- und Einwohner-Zahl so wenig, als in der großsprecherischen Wortführung, Glück und Ehre, Bestimmung und Macht des Staates als solchen liegen, und daß ein stolzes National-Bewußtsein noch nicht die letzte und höchste, noch nicht die wahre Form des vernünftigen, menschheitlichen Selbstbewußtseins ist. Müßten übrigens diejenigen, die so schnell mit dem Kriege bei der Hand sind, nur immer selbst ihre Haut zu Markte tragen, so ist kein Zweifel, daß wir schon jetzt viel seltener und weniger mörderische Kriege haben würden!"

Mit Bezug auf den Jenseitsglauben ist schon vorher gesagt worden, es werde keine Angriffs- und Eroberungskriege mehr geben, sobald es der Philosophie gelungen, in den Conferenzen der Diplomaten, in den Cabinetten der Großmächte, im Rath der Fürsten Sitz und Stimme zu gewinnen.

2. Abbée de St. Pierre.

Mehr be-, als gekannt habe ich die Schrift des Abbée im Text genannt; einige nähere Auskunft über sie dürfte Vielen willkommen sein. Voltaire verspottet sie, ohne sie, wie es scheint, begriffen oder nur gründlich studiert zu haben. Rousseau giebt anerkennend einen Auszug daraus. Der Prä-

sident des Brüsseler Friedens-Congresses, Aug. Vischers erklärte sie bereits 1848 für verschollen. „Le bon abbée de St. Pierre," sagte er, „mort en 1743, reproduisit le plan de Henri IV. Aucune trace n'est restée de ses écrits. J. J. Rousseau nous a transmis les divisions de son ouvrage, et en cité divers passages, que probablement il a colorés de la magie de son style." Unter solchen Voraussetzungen muß ich mich am Ende noch glücklich schätzen, ein vollständiges Exemplar des Buches auf der Hamburger Stadt-Bibliothek gefunden zu haben. Der Referent über diesen Artikel in der Meyer'schen Encyklopädie behauptet zwar, die Pierre'sche Schrift habe eine große Verbreitung gefunden und sei in beinahe alle europäischen Sprachen übersetzt. Er selbst aber giebt nicht einmal den Titel des französischen Originals richtig an und mag mehr nach Tradition als aus eigener Lectüre urtheilen.

Allerdings ist schon die äußere Anlage dieses Friedens-Evangelii stark apokryph gefärbt und hüllt um seinen Ursprung ein gewisses mysteriöses Dunkel. Nur der 3te Theil ist von St. Pierre selbst herausgegeben, mit Vorwort und Nachwort versehen und bringt nächst dem ellenlangen Titel, dessen Wiedergabe ich für Raumverschwendung halte, eine kurze, artige, aber keineswegs servile Zueignung an den damaligen Regenten, den Herzog von Orleans. Dieser Theil erschien 1717 zu Utrecht bei Antoine Schouten in 12mo. Eben daselbst und von gleichem Format sind 1713 die beiden ersten Bände herausgekommen, unter dem kurzen Titel: „Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe." Die Vorrede hierzu ist vom Verleger unterzeichnet und giebt dem Werke zu seinem Nachtheil das Gepräge einer Buchhändler-Speculation, so daß, wenn wir nicht später noch den Verfasser mit offenem Visire selbst auftreten sähen, wir uns oder ihn für mystificirt halten dürften.

Schouten bezieht sich auf einen früheren Versuch St. Pierre's, auf die 1712 erschienenen „Mémoires pour rendre la paix perpétuelle en Europe," die schon großes Aufsehn

erregt hätten und die er nun jetzt vermehrt und verbessert erscheinen lasse. Das Manuscript will er von einer hohen Person empfangen haben, die er in einer Weise bezeichnet, daß man auf Ludwig XIV. selbst († 1. September 1715) oder auf seinen Enkel, den Dauphin-Bourgogne († 18. Februar 1712) schließen darf. Er nennt den Uebersender »une personne de la *première* qualité, encore plus distinguée par sa vertu que par sa naissance, pleine de zèle pour la Chretienté et particulièrement pour sa patrie et qui n'a d'autre but que celui de voir avant sa mort une paix perpétuelle solidement établie entre les puissances de l'Europe.« Weiterhin giebt er Rechenschaft von Rang und Würden des Verfassers, daß dieser aus dem Hause Castel stamme, mit der höchsten Aristokratie Frankreichs verwandt, Mitglied der Akademie und früher erster Almosenier bei Madame gewesen sei.

An der streng monarchischen Denkweise des Hofes wie Adels jener Zeit hält St. Pierre in seinem Buche vom Anfang bis zum Ende fest, und so sehr ist sein Plan auf die gerade obwaltenden Verhältnisse berechnet, daß ihn Ludwigs XIV. und noch mehr der beiden Dauphins Tod, wovon er in der Nachschrift Notiz nimmt, in Verlegenheit zu setzen scheint. Diese Nachschrift datirt vom 10. November 1715 (aus dem Palais royal, der 3. Band sonst aber aus Crevecoeur für Evre).

Angeregt sind die Friedens-Ideen des französischen Abbée durch Heinrich's IV. Plan zu einem ewigen Frieden Europa's. Die betreffenden Stellen der Sully'schen Memoiren aus dem Leben dieses Königs (Paris 1662. Courbé, 4 Bde. in Fol.) stellt er selbst zum Vergleich vor Augen. Vieles aber ist unserm Autor nachweislich von den politischen Verhältnissen seine Zeit und von den damaligen Interessen des Pariser Hofes oder Cabinettes eingegeben, wenn schon er die Ehre der Urheberschaft auch dafür gern auf Heinrich IV. zurückdatiren möchte. Von Letzterem wissen wir, daß er sich mit einem Project trug, was durch einen

allgemeinen Frieden die Macht Oesterreichs und Rußlands für immer beschränken und die otomanische Pforte demüthigen oder gar vernichten sollte. So etwas klingt auch noch durch die Vorschläge St. Pierre's hindurch. Nach dem Grundsatze seines Königs »L'état c'est moi!« beschäftigt er sich mit den Staaten wenig, destomehr hat er Kummer, die Fürsten in seinem Project zufrieden zu stellen. Er nimmt die namhaftesten Souveraine Europa's der Reihe nach durch und rechnet Jedem einzeln die Vortheile vor, die demselben aus dem europäischen Frieden erspriessen müssen. So etwas macht uns allerdings heute wenig Sorge. Sind Fürsten und Völker in unsern Tagen nur in der Idee einig, daß kein Krieg in Europa mehr stattfinden soll, so ergiebt sich die materielle Ausgleichung von selbst. Unsere Souveraine wollen sich den Frieden nicht von den Völkern abkaufen lassen.

Höher als der politische Werth des Buches ist der philosophische und religiös-sittliche anzuschlagen. St. Pierre hatte freilich noch mit mehr und mit gröberen Vorurtheilen zu kämpfen, als wir. Er läßt sich auf Einwürfe ein, die wir belächeln, z. B. der Krieg sei eine Folge der Erbsünde, die sich nicht aufheben lasse; ein Mittel in der Hand Gottes, die Menschen zu strafen, man dürfe der göttlichen Gerechtigkeit nicht hemmend in den Arm greifen; was Christus selbst nicht gekonnt und gewollt, das werde auch kein Sterblicher vollbringen; Papst und Sultan könnten nicht in einem Bunde sein; der Czaar passe nicht in das europäische Concert; die Gesandten könnten sich gegen die Souveraine verschwören, wenn man sie ohne diese an einem Congreßort vereinige u. dgl. m.

Es ist nicht blos interessant, es ist ungemein tröstlich, sich solche Vorstellungen und Ansichten einmal wieder in das Gedächtniß zurückzurufen. So viel, so crasser Aberglaube, so viel lächerliche Gespensterfurcht ist doch binnen 150 Jahren vollständig überwunden. Sollte der Rest von Kriegs-

wahn in seiner modernen Form wohl noch einmal 150 Jahre bedürfen, um für immer vom Schauplatz zu verschwinden?

3. Imanuel Kant.

Zwischen St. Pierre und Kant liegen etwa 70 bis 80 Jahre, also ohngefähr ein Menschenalter, mitten inne, aber freilich mit einer Revolution am Schluß der Periode. Der deutsche Philosoph leidet, wie schon angedeutet, an einem dem seines Vorgängers entgegengesetzten Uebel. Während jener es überwiegend mit den Fürsten und mit bestimmten, vorliegenden Verhältnissen zu thun hat, befaßt sich Kant gar nicht mit diesen, beschäftigt sich einseitig nur mit der Menschheit in abstracto und mit deren Zukunft. Für diejenigen, welchen die Kant'sche Pièce noch nicht bekannt, oder nicht mehr erinnerlich ist, hebe ich im Nachfolgenden das Wesentliche davon heraus.

Die sogenannten Präliminar-Artikel lassen keinen Friedensschluß mit Vorbehalt gelegentlicher Erneuerung der Feindseligkeit als wirklichen Frieden gelten. Kein Staat soll von einem andern Staate erworben werden können, soll nicht über Menschen wie über seelenlose Dinge oder vernunftlose Geschöpfe verfügen. Andere seiner Vorbedingungen des ewigen Friedens sind: Abschaffung der stehenden Heere, Abweis von Anleihen in Bezug auf auswärtige Staatshändel, Grundsatz der Nicht-Intervention in fremde Verfassungs- und Regierungs-Angelegenheiten, Abschwörung der schon vom Völkerrecht verfehmten ehrlosen Kriegführungs-Mittel, als Meuchelmord, Giftmischerei, Bruch der Capitulation, Anstiftung von Verrath u. s. w.

An der Spitze der Definitiv-Artikel steht die staatsrechtliche Forderung allgemeiner Einführung der republicanischen Verfassung. Was es damit auf sich habe, ist von mir im Vorigen (S. 52) zur Genüge dargethan. Völkerrechtlich verlangt Kant sodann eine Föderation freier Staaten, was ohngefähr auf unsere Bundes-Verfassung hinauskommt. In weltbürgerlicher Hinsicht endlich kann unser

Philosoph Fürsten und Völkern durchaus kein Angriffs- und Eroberungs-, kein Gast- und Abwehr-Recht, sondern nur ein Besuchsrecht zuerkennen. Kein Ankömmling auf fremdem Boden soll dessen Bewohner feindlich behandeln, keiner aber auch von ihnen darum, daß er ein Fremdling ist, feindlich behandelt werden. Wer zweifelt an der Berechtigung und Verpflichtung aller Menschen zu dieser Hospitalität, wie Kant es nennt? Aber wie will man ihr bei Menschenfressern Eingang und Geltung verschaffen ohne Anordnung einer vollziehenden Gewalt für den schlimmsten Fall?

Garantirt sieht Kant den ewigen Frieden durch die Natur selbst, deren Streben nach Gleichgewicht der Kräfte auch die Menschen, sobald sie zum Bewußtsein ihres Gesammt-Interesses kommen, davor bewahren werde, sich gegenseitig zu vertilgen. Der Handelsgeist, der mit dem Kriege nicht zusammenbestehen könne, müsse namentlich ein die Völker früher oder später vereinigendes Band bilden. Diesen Gedanken habe ich im Text dahin verallgemeinert, daß die Cultur überhaupt in stufenmäßiger Entwickelung das Bedürfniß der Mittheilung wie des Empfanges wecke und so die Nationen zu einander führe (vgl. im Vorigen S. 9 und S. 18. ff.).

Den öffentlichen Artikeln zum ewigen Frieden läßt Kant einen geheimen folgen, der die Philosophie selbst angeht und welcher von Neuem beweist, daß sein Vertrauen zu den Machthabern um so geringer war, je mehr er den Völkern nur das Beste zutrauete. Er supplicirt gleichsam in geheimer Audienz, die Philosophie doch nur wenigstens bei der Kriegsfrage zu dulden und anzuhören, wenn man ihr vielleicht auch nicht folgen wolle. Es könnte, meint er, für die gesetzgebende Auctorität beeinträchtigend scheinen, bei Unterthanen, wie es die Philosophen seien, Belehrung zu suchen, da sie ja an sich schon die höchste Weisheit besitzen solle. Dieses Problem, welches ich im „Majestäts-Begriff“ bei der Besprechung der sogenannten „Durchlauchtigkeit“ zu

lösen unternommen, weiß Kant nicht anders zu bezwingen als durch Bitte um Toleranz. Der Staat solle die Philosophen über Krieg und Frieden frei und öffentlich reden lassen, was sie von selbst thun würden, wenn man es ihnen nicht verböte.

„Daß Könige" — so schließt er — „philosophiren, oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen; weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Classe der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist Beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich und, weil diese Classe ihrer Natur nach der Rottirung und Klubb-Verbindung unfähig ist, wegen der Nachrede einer Propaganda verdachtlos."

4. Die Friedensfreunde.

Der große europäische Krieg, welcher der französischen Revolution folgte, ließ Kant's Ideen zwei Jahrzehnte lang stark in den Hintergrund treten und wie vergessen scheinen. Im Stillen indeß arbeiteten sie im Bewußtsein des Zeitalters fort, und seit dem zweiten Pariser Frieden fehlte es nicht an mannigfachen und erfreulichen Versuchen, sie praktisch in's Werk zu setzen. Die Ehre gebührt hier vorzugsweise den Nordamericanern und Engländern. Es bildeten sich sogenannte Friedensgesellschaften oder Vereine von Friedensfreunden: 1815 zu New-York, 1816 zu London, 1830 zu Genf, wo der Graf Sellon die Seele davon blieb. Letzterer setzte sich in Correspondenz mit mehreren Souverainen und in seinem Park am Genfer-See errichtete er dem Völker-Frieden einen Obelisk. Die Gesellschaft für christliche Moral zu Paris begründete aus ihrer Mitte 1841 ein besonderes Friedens-Comité, dem der Zusammentritt einer förmlichen Friedensgesellschaft bald folgte. Die Londoner Gesellschaft begann zu derselben Zeit mit der Herausgabe

ihres Journals „der Friedens-Herold." Demnächst schritt man, um den Mitgliedern der verschiedenen Vereine Anlaß zu gemeinsamem Wirken zu bieten, zur Veranstaltung von Friedens-Congressen. Der erste fand 1843 zu London statt und war von Americanern, wie von Europäern besucht. Ebendaselbst ist auch der letzte, der meines Wissens in Europa stattgefunden, i. J. 1851 abgehalten.

In Deutschland fanden diese Bestrebungen nur sehr sparsam und vereinzelt Theilnahme. Zu einem Congreß haben wir es nur ein einziges Mal i. J. 1850 gebracht. Die Versammlung hatte zu Frankfurt a. M. in der Paulskirche statt. Die Deutschen, namentlich unter den Rednern, waren gegen das Ausland schwach vertreten. Man wußte den Einzelnen von der Nation nicht genug zu unterscheiden und machte die Friedens-Apostel verantwortlich für die Politik ihrer Regierungen. Eine Notiz in der citirten Meyer'schen Encyklopädie spricht von Friedens-Vereinen zu Hamburg und Königsberg in Preußen. An dem ersteren Platze habe ich nichts davon entdecken können, obgleich zu verschiedenen Zeiten Mitglieder der englischen und americanischen Gesellschaften und einmal auch Elihu Burritt hier gewesen sind. Die einzige Spur von Theilnehmern, die ich gefunden, beschränkt sich auf den verstorbenen Professor Wurm. Was Königsberg betrifft, so weiß ich nur, daß Rosenkranz daselbst einmal eine Einladung zur Theilnahme empfangen hat. Ob er darauf eingegangen und Mitglied geworden ist, kann ich nicht sagen.

Eine der bestbesuchten Versammlungen scheint die zu Brüssel i. J. 1848 gewesen zu sein. Ueber sie ist eine Denkschrift erschienen, der ich manche interessante historische Notiz verdanke: „Congrès des amis de la paix universelle, réuni à Bruxelles. En 1848. Bruxelles, Imprimerie de Ph. Lesigne. 1849." Paris hatte den Congreß abgelehnt. In Brüssel ging es sehr freimüthig und cordial her. Selbst die Opposition war vertreten und zwar durch einen Spanier Ranon de la Sagra, welcher zum großen Aergerniß der

zahlreich versammelten Quäker die Abschaffung der bewaffneten Macht persifflirte. Für die wenigen Deutschen, welche zugegen waren, sollte einer von den Vice-Präsidenten, der Holländer Suringar, das Präsidium mit übernehmen. Er versicherte aber, das könne er nicht, Deutschland bilde ein »royaume« für sich. Man beruhigte sich und ließ das kleine Königreich Deutschland, das man als Anhängsel zu Holland nicht hatte unterbringen können, ohne Präsidium.

Elihu Burritt, der in Frankfurt die Friedenspfeife der Indianer umherbot und wohl auf keinem Congresse fehlte, scheint seinen Ruhm mehr durch vereinzelte apostolische Wirksamkeit, durch Reden in Versammlungen, die er allein leitete und durch seine literarische Thätigkeit für das Volk, als durch seine Leistungen auf der Tribüne der Congresse erworben zu haben. Er spricht mehrere Sprachen mit Fertigkeit, nur die deutsche nicht, und vielleicht richtete er eben darum in Deutschland so wenig aus. Wie ich höre, soll er sich nach America zurückgezogen haben. Bekanntlich ist Burritt von Hause aus Grobschmidt, und so erklärt es sich, wie er seine erste Schrift „Funken vom Amboß" nennen konnte.

Weit entfernt, die Verdienste der Friedensfreunde zu unterschätzen, kann ich mich doch nicht gegen ihre offenkundigen Mängel und Fehlgriffe verblenden. Sie behalten das Verdienst, die Friedensfrage, die nach St. Pierre nur vor den Richterstuhl der Höfe und Cabinette, nach Kant zunächst blos vor das Tribunal der Philosophen gehört, vor das Forum der Völker, vor die öffentliche Meinung gebracht zu haben. Das Unwürdige und Unchristliche der Kriege führen sie scharf zu Gemüth, nicht eben so das Unsinnige derselben, und selbst die gemüthliche Seite ihres Thema beuten sie nicht so weit aus, um mit Schaam, Schauer und Entsetzen vor dem Handwerk der Schlachten zu erfüllen. Wenn ihre Ostentationssucht manchen Unberufenen zur Theilnahme anlockte, so schreckte das separatistische, quäkerhafte

Colorit ihrer Bestrebungen wiederum Andere davon zurück. Endlich krankten sie, wie das Vereinswesen unserer Tage überhaupt, an dem Irrthum, Sympathieen des Augenblicks, Beifallgeklatsch im Saal, Toaste beim Mahl, gelegentliche Geldspenden bei den Sammlungen schon für wirkliche Erfolge zu nehmen.

Ich habe im Text (S. 100 f.) die Schwierigkeiten namhaft gemacht, die nur im Lauf der Zeit überwunden werden können und welche die Friedensfreunde für so leicht besieglich, wenn nicht schon für längst besiegt hielten. Wenn wir Deutsche, die Sache in die Hand nehmen, verfahren wir zunächst wissenschaftlich, rationell, gründlich. Das führt langsam zum Ziel, aber sicher.

5. Der Racenkrieg.

Daß eine Race die andere, die höhere die niedere vertilge oder knechte, wird für unbedenklicher gehalten, als der Vertilgungs- und Unterjochungskrieg einer Nation gegen die andere, zumal seitdem die Naturforscher bewiesen haben sollen, daß nicht alle Menschen von einem einzigen Paare herstammen und nicht alle Racen von gleichem Werthe seien. Vom Aethiopen hinauf bis zum Kaukasier finde physisch und psychisch eine Stufenleiter menschlicher Vollkommenheit statt. Die weiße Race, das Meisterstück der Schöpfung, sei wahrscheinlich zuletzt entstanden und dazu bestimmt, die übrigen zu beherrschen, zu verdrängen, wie sie es für nöthig oder zweckmäßig finde. Dagegen habe ich in meinen Vorträgen über Anthropologie folgende Gesichtspuncte geltend gemacht: 1) Die Untersuchungen über die Frage nach dem Ursprung des Menschengeschlechts sind noch nicht geschlossen und werden wahrscheinlich auch niemals zum Schluß kommen, da die Gründe für und wider ein Urpaar einander vollkommen aufwiegen, die ganze Frage auch eine müssige und praktisch werthlose ist. 2) Im Wesentlichen sind alle Menschenstämme einander wirklich gleich; das weist auf gleiche Bedingungen ihres Ursprungs hin; mithin bleiben sie einander ebenbürtig, wenn sie selbst nicht

alle von Adam und Eva abstammten. 3) Psychisch gleicht sich der Unterschied jedenfalls dahin aus, daß die weniger intellectuell entwickelten Racen die gebildeteren übertreffen an Spannkraft und Energie des Willens, an Schnelligkeit und Promptheit des Handelns, an Schärfe und Zuverlässigkeit der Wahrnehmung u. dgl. m. — Einen in dieser Bestimmtheit von mir zuerst ausgesprochenen Gedanken von großer Tragweite, welcher eine Menge Gegensätze auf psychologischem Gebiet zu vermitteln und die berechtigten Ansprüche der Empirie mit den ideellen Interessen der Philosophie zu versöhnen geeignet ist, habe ich auch an die Spitze meiner Anthropologie gestellt, und dieser heißt: „Einheit des organisirenden und des denkenden Princips!"

6. Der Kirchenfürst.

Eine Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes ist ein in der protestantischen Welt überaus populairer, sogar beliebter Gedanke. Man meint, damit müsse über Kurz oder Lang die ganze römisch-katholische Kirche in sich zusammenfallen und die evangelische zur triumphirenden machen. Von der Rechtsfrage ganz abgesehen, steht zu befürchten, daß die römische Curie, wenn sie von weltlichen Sorgen nicht mehr in Anspruch genommen wird, ihre Vortheile auf rein kirchlichem Wege nur um so angelegentlicher und eifriger wahrnehmen, für die Gläubigen in aller Welt drückender, kostspieliger, für die Akatholiken durch sorgfältigere Cultivirung der Propaganda gefahrvoller werden kann. Ich für meine Person würde mich über den Untergang des Papstthums nicht zu betrüben haben und sähe es am liebsten, wenn derselbe heute oder morgen erfolgte. Aber ich glaube nicht, daß es so rasch damit geht.

Eine andere Frage bleibt freilich die, ob, wenn die römische Kirche ihre weltliche Macht verliert, sie dies Schicksal nicht selbst verwirkt habe. Indem sie sich in das Bereich der materiellen Interessen einließ, ja die weltliche Macht so oft zur Stütze und Verstärkung ihrer unzureichen-

den geistlichen und geistigen Kraft aufbot, mußte sie dies in Verwickelungen führen, daß sie sich zuletzt in das mißbrauchte Fischernetz Petri selbst verfing. Dem Papstthum hätte es vor Allem geziemt, den vom Christenthum gebotenen Weltfrieden zu einer Wahrheit zu machen, und statt dessen predigte es unaufhörlich selbst den Krieg. Kein Land in Europa wäre vielleicht heute mehr römisch-katholisch ohne den dreißigjährigen Krieg, der dem Lauf der Reformation einen Damm setzte. Philosophischer Weise könnte man sich mit Rom aussöhnen, wenn es Ernst zeigte, wieder gut zu machen, was es verschuldet hat. Es unterstütze unsere Bemühungen für Herstellung des europäischen Friedens und wir wollen, wenn nicht an Infallibilität, wenigstens an Perfectibilität des Papstes glauben.

7. Das sogenannte Kriegsrecht.

Ganz kann der Mensch seinen Rechtssinn auch da nicht verleugnen, wo er das Recht im Ganzen und Großen für unzureichend erklärt; es soll dann wenigstens noch in gewissen Stücken aufrecht erhalten werden; er wagt nicht, grundsätzlich allem Recht abzuschwören. Es giebt also auch noch im Kriege und sogar für die einander bekämpfenden Parteien eine Art von Recht, und dies macht einen wichtigen Theil des Völkerrechts aus. Allein wie dieses ganze äußere Staatsrecht aus Mangel an vollziehender Gewalt keine zwingende Kraft hat, so namentlich auch der Theil desselben, der sich auf den Unfrieden bezieht. Tausendmal ist gegen Verrath, gegen Bruch der Capitulation, gegen Anwendung von Gift, Brandstiftung, Kettenkugeln, harziger Materien, welche den Getroffenen lebendig verbrennen machen, tausendmal, sage ich, ist gegen dergleichen Ehrlosigkeit und Unmenschlichkeit geeifert worden. Wenn aber das Feuer der Erbitterung und Rachsucht in volle Lohe aufschlägt, wird an das Völkerrecht kaum noch gedacht, und ist erst von einer Seite der Anfang mit solchen Nichtswürdigkeiten gemacht, so glaubt sich der andere Theil schon

aus Kriegs-Raison und um der Repressalien willen zu gleichen Maaßregeln verpflichtet. Die Auskunft, daß so etwas nur ohne Wissen und wider Willen der Vorgesetzten habe geschehen können, bleibt für die davon Betroffenen ein schlechter Trost. Und wie wenig hält dieser ganze Kriegs-Comment Probe vor der gesunden Vernunft! Bietet sich keine Gelegenheit zu Repressalien dar, oder fehlt die Macht dazu, so hat das Kriegsrecht eine Bresche, die Glocke einen Sprung, die sich nicht flicken lassen. Und wird nicht mit der Gegenmaaßregel meist nur Unrecht mit Unrecht vergolten? Gesetzt, der Feind respectirte die Heiligkeit eines Parlamentairs nicht, oder er behandelte Kriegsgefangene wie gemeine Verbrecher, und man beschlösse nun, um ihn zu strafen, den ersten besten feindlichen Parlamentair, wenn er käme, niederschießen, oder die Feinde, deren man gerade habhaft geworden, hängen oder spießen zu lassen, wäre das denn etwa eine bessere Gerechtigkeit als die: „Schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen Juden!?"

Endlich versteht es sich von selbst, daß das Kriegsrecht den Kriegern nicht die Güter sichert, die ihnen das Recht des Friedens garantirt. Es knüpft den Verlust von Freiheit, Gesundheit, Vermögen nur an gewisse Formen, Normen und Eventualitäten; es gewährleistet sie aber dem Besten unter ihnen nicht für jeden Fall.

8. Zuverlässigkeit der Zeitungen.

Wenn selbst eine an sich unwahrscheinliche Mittheilung gedruckt erscheint, meinen Viele, sie müsse doch wohl wahr sein; wie würde man sie sonst öffentlich für gewiß ausgeben? Allein schon im Sprichwort heißt es: „Lügen wie gedruckt!" und zuletzt kommt auch der Beschränkteste dahinter, daß die Presse düpirt und mißbraucht werden kann, wie Alles in der Welt. Wer hat an den stehenden einen Todten im Krimmkriege noch geglaubt? und wie denkt man über die Augsburger Allg. Zeitung, wenn ihr Vertreter vor Gericht bekennt, unter den obwaltenden Umständen habe er geglaubt, die Ereignisse im günstigsten Lichte darstellen zu müssen?

Die Fälle sind da gewesen, daß Buchdrucker mit Gewalt der Waffen gezwungen wurden, falsche Nachrichten zu verbreiten und lügnerische Proclamationen veröffentlichen zu helfen.

9. Verstand und Vernunft.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Stufen intellectueller menschlicher Entwickelung ist für die wissenschaftliche Erkenntniß so wichtig, wie der von Seele und Geist, von Individualität und Persönlichkeit. Ich habe ihn verschiedenen Ortes von verschiedenen Seiten beleuchtet und formulire ihn für den vorliegenden Zweck folgender Weise:

Der Verstand ist eine formelle Geistesthätigkeit, welche, gleichgültig gegen den inneren Werth der Sache, zum bösen wie zum guten Werk seine Dienste leiht. Bei seinem fortwährenden Sondern, Vereinzelnen, Summiren und Wiederzertheilen weiß er doch nicht das Einzel-Interesse mit dem allgemeinen in innerem Zusammenhang zu erhalten, und so nützt er in der That nur für den Augenblick und die nächsten Verhältnisse. Die Vernunft dagegen, welche sich vorzugsweise in der Sphäre der allgemeinen Interessen bethätigt, erkennt und will, was zu allen Zeiten und unter allen Umständen frommt, und gewährt so eine dauernde Befriedigung. Sie nöthigt den Einzelnen, sich dem Gesammt-Interesse entsprechend zu bilden und zu erhalten, und veredelt ihn in dieser Weise. Somit ergreift die Vernunft grundsätzlich Partei für das Sittlich-Gute, während der Verstand höchstens für ganz bestimmte endliche Verhältnisse im alltäglichen Lauf der Dinge gewisse Rücksichten nehmen und auferlegen lehrt, bei jedem außer seiner Regel liegenden Fall aber sicher im Stich läßt.

10. Revolutionen.

Im Sommer 1849 hielt der Verfasser in Berlin eine Reihe von Vorträgen über „Ursachen, Entstehung und Verlauf, Heilung und Verhüthung politischer Revolutionen im conservativ-wissenschaftlichen Sinn und Geist der gegenwärtigen Schrift und etwa auch nach derselben Methode.

Die Vernunft kann die Revolution so wenig rechtfertigen als den Krieg; am allerwenigsten kann sie zur Revolution aufreizen und Anleitung geben wollen; wohl aber kann und soll sie offen und freimüthig, wo es zu einer Revolution gekommen, die wahren Ursachen, den letzten Grund derselben darlegen. Wer übrigens den Krieg für erlaubt oder gar für heilsam erklärt, dürfte sich über eine Revolution nicht allzusehr wundern und ereifern. Beide haben das mit einander gemein, daß sie eigenmächtiger und gewaltthätiger Weise ihr Recht suchen. Daß es bei einer Revolution bedeutend wilder hergeht, als bei einem geordneten Feldkampf, ist ein formeller Unterschied und leicht erklärlich. Das Vernunft-Recht zum Kriege ruht dagegen auf keinem stärkeren Grunde als das zur Revolution.

11. Souverainetät.

„Das Volk ist souverain nicht mit Ausschluß, sondern nur mit Einschluß und unter Mitwirkung des Regenten, dem allein nach Stellung und Beruf das innere Leben des Staates mit allen seinen Mängeln und Vorzügen zu vollkommenster Einsicht und Durchsicht offen vorliegt und der auch allein die aus den Verträgen und Verhältnissen des Staates zu andern Staaten hervorgehenden Beziehungen klar überschauen und am sichersten wahrnehmen kann. Aber auch er hat und übt die Souverainetät nicht außer Zusammenhang mit dem Volke. Ein abgesetzter Fürst, wie der, welcher freiwillig der Regierung entsagt hat, — sie sind Beide nicht mehr souverain und werden auch von andern Fürsten nicht mehr als Souveraine, sondern nur noch nach ihrem Geburtsrang, wie nach individueller Würdigkeit und Bedürftigkeit, geehrt. Der Souverain ist dieses nur als freies Organ der Souverainetät des Staates, als Haupt des Organismus der Gesammtheit, was schon die absolute Eigenmächtigkeit und Willkühr ausschließt. Wo die Majestät in die blinde Vollstreckung des Volkswillens und der Kammer-Beschlüsse gesetzt wird, ohne bei der Berathung und Beschlußfassung selbst mit Sitz und Stimme zu haben,

da ist ihr Repräsentant die unfreiste Person im Staate, hat da nur den Schein der Freiheit und Persönlichkeit. Wo dagegen die Souverainetät so ausschließlich Vorbehalt des Regenten ist, daß er auf Wünsche, Interessen und himmelschreiende Bedürfnisse der Nation keine Rücksicht zu nehmen hat und thatsächlich auch nicht nimmt, da ist er nicht nur kein freies Organ der Gesammtheit, sondern überhaupt kein Organ mehr; ist da nur noch ein rumpfloses Haupt zu einem hauptlosen Rumpfe. — Also nur im lebendigen, gesunden, vernünftigen, sich gegenseitig bestimmenden Zusammenwirken zwischen Regierung und Volk bethätigt und verwirklicht sich die Souverainetät." — Vorträge über den Gottes- und Majestäts-Begriff. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1852. S. 205 ff.

Weiterhin ist an die Schranken erinnert, welche die Souverainetät (des Regenten wie des Staates) nach außen hin findet und ihrem Begriffe nach finden muß; daß, wie der Einzelne nur in Wechselwirkung mit Seinesgleichen, so der Staat nur als Glied eines Staaten-Systems, also unter gegenseitiger Gewährleistung und Beschränkung, seine Freiheit und Selbstständigkeit gewinnen, bethätigen, behaupten kann. Die Abschaffung der Kriege, die Stiftung eines Staatenbundes, die Einsetzung eines Bundes-Gerichtes wird darum die Souverainetät der einzelnen Mächte, statt sie zu beeinträchtigen, vielmehr erst recht erstarken und zur Wahrheit werden lassen. Besonders gilt dies von den Mittel- und Klein-Staaten, deren Souverainetät im Kriege bisweilen auf Null sinkt, die, wenn ihnen nicht erlaubt wird, neutral zu bleiben, gegen ihren Willen Partei ergreifen und sich am Kriege der Großmächte betheiligen müssen. Ich komme auf diesen Punct im letzten Abschnitt des Textes noch zurück.

12. Der Staats-Eigenthümer.

Kant nimmt, wie erklärt, noch an, daß der Souverain sich für den Staats-Eigenthümer halte, aber er wehrt sich zugleich gegen diese Auffassung. In Wahrheit ist der

Staat eine ideelle Größe, die man nicht besitzen, sondern an der man nur, in höherem oder niederem Grade, Theil nehmen kann. Das Land kann der Souverain besitzen und etwa die für die Benutzung desselben von ihm oder seinen Vorgängern getroffenen Einrichtungen, aber auch nichts weiter, am wenigsten die Bewohner selbst, die als Personen Niemandes Eigenthum werden können, sonst sänken sie zu Sklaven, oder zu Thieren oder leblosen Dingen herab. Es ist ein völkerrechtlicher Grundsatz, daß alle Staatsbürger, die mit dem Souverain oder seiner Regierung nicht zufrieden sind, auswandern können. Damit ist ihnen ihre Freiheit wenigstens im Princip gewahrt. In Wirklichkeit stellt sich freilich die Sache noch etwas anders. Wer durch Familie, Grund-Besitz, Geschäftsverbindungen und Bekanntschaft im Lande einmal fest geworden, wird dasselbe nicht nur ungern verlassen wollen, sondern es bisweilen gar nicht verlassen können, ohne seine und der Seinigen Existenz zu gefährden, und so muß er, nicht durch die Gesetze, wohl aber durch die Verhältnisse gezwungen, Vieles über sich ergehen lassen, was seiner Ueberzeugung, wie seinem Interesse zuwider ist. Seiner Wehrpflicht muß er überdies vorher genügt haben, ehe er auswandern darf. Mithin ist er zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach Glebae-adscriptus; und daher mag sich noch der Name „Unterthan“ schreiben. Sonst entspricht dem „Staats-Oberhaupt“ der „Staatsbürger“ und dem „Landesherrn“ der „Landesbewohner“. Seinem Ursprunge nach ist das Verhältniß zwischen den beiden Letzteren ohne Zweifel dasselbe, wie das zwischen Gutsbesitzern und Ansiedlern. Diese zahlen ihren Zins, tragen zu den Gemeinde-Lasten mit bei und helfen den Ort gegen Gefahr von außen schützen. Alle übrigen Vorrechte des Herrn vor der Gemeinde: Recht sprechen, Anführung im Kriege, Anstellung von Gemeinde-Beamteten u. dgl. sind Ehrenämter, die ihm übertragen worden, oder die er in Anspruch genommen und wogegen man keinen Widerspruch erhoben hat. Ein Recht aber, nach Gutdünken Krieg anzufangen und dazu über Leib und

Seele, Geld und Gut der Insassen beliebig zu verfügen, folgt aus jenem Grundverhältnisse bestimmt nicht und wird auch wohl von keinem Regenten in Europa mehr prätendirt. Dagegen meint Kant, Krieg zu beschließen, bleibe in einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger und die selbst also nicht republicanisch sei, die unbedenklichste Sache von der Welt, „weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. dgl. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, diesen also wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig überlassen kann."

13. Allgemeine Wehrpflicht.

Wie sehr dieselbe zum Schutz des Landes, zur Sicherung oder Wiedererlangung der Unabhängigkeit der Nation, der Selbstständigkeit des Staatslebens zu Recht besteht, ist im Text hinreichend begründet; für Angriffs- und Eroberungskriege werden Religion und Vernunft sie unmöglich sanctioniren können. Hart und bitter bleibt diese Pflicht freilich immer für Männer, welche den Kriegsdienst nicht zum Beruf haben; es läßt sich nach Lage unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse vielleicht eben so viel dagegen als dafür sagen. Wenn die frühere Exemtion gewisser Classen und Stände vom Militairdienst sonach keine ganz grundlose war und die noch heute in so vielen europäischen Staaten freigelassene Stellvertretung wohl vertheidigt werden kann: so liegt es doch außer Zweifel, daß im Fall äußerster Gefahr wirklich alle Staatsbürger verpflichtet bleiben, Freiheit, Ehre, Sicherheit des Vaterlandes erhalten oder wieder gewinnen zu helfen. Der Staat ist eben nur Staat durch die Solidarität aller seiner Glieder und dadurch, daß Rechte und Pflichten, Vortheile und Lasten, die aus diesem Verbande hervorfließen, sich gegenseitig bedingen.

In Preußen ist die allgemeine persönliche Wehrpflicht (mit Ausschluß der Stellvertretung) aus der Zeit

der Befreiungskriege auch im Frieden beibehalten. Diese Einrichtung verursacht allerdings für Viele unangenehme Störungen in ihrer bürgerlichen Laufbahn und empfindliche Geldopfer (welche letzteren indeß die Kosten der Stellvertretung durchschnittlich nicht übersteigen dürften), andererseits ist ihr wenigstens nachzurühmen, daß dadurch Alle gleicher Weise (nicht der Eine mit dem Leben, der Andere mit dem Beutel) an Krieg und Frieden interessirt sind. Wo man nicht selbst zu dienen, nicht selbst mit in's Feld zu ziehen braucht, da läßt es gleichgültig, ob jemals die Kriege ein Ende nehmen, oder nicht; ja, da kann man vielleicht von Zeit zu Zeit sogar einen tüchtigen Krieg wünschen, um das Proletariat irgendwo sicher unterzubringen, wäre es auch nur unter die Erde. Wo aber der Standesherr, der Kaufmann, der Künstler, Gelehrte so gut zum Kriege herangezogen werden, wie Handwerker und Tagelöhner, der Student, wie der Pferdeknecht, da hat man begreiflich ein ganz anderes Interesse zur Sache.

Die Herren der Industrie und der Börse sehen, wie ich gelegentlich schon im Text bemerkte, den Krieg mit andern Augen an, als das Militair, aber auch mit andern, als der Philosoph und Menschenfreund. Neue Beweise finde ich in der sonst sehr schätzenswerthen und gediegenen Denkschrift, welche so eben (März 1860) die Rheder, Kaufleute und andere am Seeverkehr betheiligte Männer zu Bremen veröffentlicht haben, unter dem Titel: „Das internationale Seerecht in Kriegszeiten“ (Bremen, C. Schünemann). Sie verwahren sich ausdrücklich gegen eine Verwechselung und Vermengung ihrer Bestrebungen mit denen der Prediger eines ewigen Friedens, „deren Arbeit,“ wie sie sagen, „so heilig und erhaben auch ihr Zweck ist, bei der Weltlage rings umher, gar leicht einen leisen Schein der Komik annimmt.“ Sie vermögen nach ihrem eigenen Geständniß „nicht einzusehen, wie die Proclamation eines ewigen Friedens mit der des freien Seeverkehrs in Kriegszeiten zusammenfallen soll“ (S. 10). Die Verwahrung selbst aber im Eingange der Schrift besteht wesentlich in einer Definition des Krieges,

die zwar wissenschaftlich und geschickt gefaßt ist, im Grunde aber nur die landläufigen, gäng-und-geben Ansichten vom Kriege wiedergiebt. „In unsern Augen," lautet sie, „ist der Krieg einstweilen ein nothwendiges Uebel und wird es bleiben, bis etwa ein höchstes irdisches Weltgericht (?!) über alle gegenseitigen Eingriffe der Nation in ihre Rechte und Interessen in letzter Instanz zu entscheiden die Befugniß und — die Macht hat. Ein Anhänger Elihu Burrits beginge einen Widerspruch (?), wollte er das Bedürfniß einer Regelung der persönlichen Freiheits- und Eigenthumsverhältnisse während des Krieges anerkennen, da er den Krieg selbst grundsätzlich aus der Reihe der Erscheinungen streicht. Wir streichen, wenigstens innerhalb des Bereichs aller civilisirten Staaten, nur die reinen Unterjochungskriege" u. s. w. „Der Krieg ist seinem Begriffe nach nur möglich zwischen Staat und Staat, nicht zwischen Individuen." — Sehr richtig! Aber seinem Ursprunge, seiner Veranlassung oder Einfädelung nach bleibt er doch das Werk von Individuen.

Allein was sollen wir hier auf eine Kritik der irrigen Ansichten eingehen? Es genüge, die vor der Vernunft nicht stichhaltigen Stellen durch Fragezeichen und durch den Druck markirt zu haben. Widerlegt sind sie verschiedentlich und ausführlich im Text selbst. Nur Eins habe ich noch auf dem Herzen! Es ist klug und weise, die ehrenwerthen Anstrengungen, die man in Bremen zum Schutz des Privat-Eigenthums auf der See macht, mit den Bestrebungen zur Herstellung eines allgemeinen Friedens nicht zusammenzuwerfen; von den kriegliebenden oder kriegbedürfenden Seemächten nur ein kleines Zugeständniß zu verlangen, ihnen in der Hauptsache aber Recht zu geben, den Krieg selbst ihnen zu lassen. Gegen diese Taktik wäre nichts zu sagen. Aber die „leise Komik" rücksichtlich der Friedensbestrebungen hätte man für sich behalten sollen. Wer allgemeine Sympathieen verlangt für seine Güter und Schätze muß auch Mitgefühl zeigen für die Güter, welche der Krieger selbst, welche noch der Aermste zu verlieren im Kriege Ge-

fahr läuft. Freiheit, Gesundheit, Leben sind von Hause aus doch auch Privateigenthum, »und der Bauer ist, so zu sagen, auch ein Mensch.«

14. Memoiren des Fürsten von dieser Welt.

Unter diesem Titel brachte im Herbst 1856 das im Verlage meines Bruders erscheinende Hamburger Volksblatt »Die Reform« einen Feuilleton-Artikel, der die Kantische Auffassung vom Fürsten und, was im Text von gewissenlosen Regenten in Bezug auf den Krieg gesagt ist, durch alle Gebiete des monarchischen Berufs verfolgt, und zwar in stark ironischer, sarkastischer Färbung. Als Gegensatz zu meinem mir damals noch ziemlich frisch in der Seele, ja ich könnte sagen, in den Gliedern liegenden »Gottes- und Majestäts-Begriff« hatte dieser Artikel mein besonderes Interesse. Das hier einschlägige Capitel findet sich in Nr. 120 des neunten Jahrganges.

15. Volksvertretung.

Eine Repräsentativ-Verfassung, wie Kant sie verlangt, haben wir, wie mir scheint, zur Zeit eigentlich noch nirgends. Was man gewöhnlich so nennt, verdiente eigentlich mehr den Namen einer parlamentarischen Verfassung. Das Volk ist dabei vertreten so weit, daß es durch seine Organe vernimmt, was die Regierung für gut oder nöthig hält, daß es sich darüber aussprechen und schließlich das Geforderte bewilligen oder ablehnen kann. Diese Vergünstigung oder dieses Recht wird aber, wie man weiß, häufig illusorisch und nutzlos durch die anderweitig in Anwendung kommenden Kunstgriffe, dem Gange der Verhandlungen eine Wendung und einen Schluß zu geben (»die Debatte zu leiten!«), daß sie zu einem ganz andern Ziele führt, als die Stimmführer des Volks es vor Augen hatten. Indeß, an welchen Mängeln auch das parlamentarische Leben, namentlich in Deutschland, noch leiden mag, müssen wir die Wichtigkeit der ganzen Institution für die Kriegs- und Friedensfrage doch anerkennen. Ehe es zu einem allgemeinen euro-

päischen Frieden kommt, wird die Kriegsfrage im einzelnen Fall noch oft zur Discussion der Parlamente kommen, und da können die Repräsentanten der Nationen beweisen, ob sie mit der Zeit fortgegangen sind und eine Verständigung zwischen Volk und Volk ohne Krieg vermitteln gelernt haben. Was wir jetzt einander in's Ohr raunen und den stillen Cirkeln der Lesewelt in Chiffern vertrauen, das, denke ich mir, soll mindestens in 50 Jahren laut von allen Tribünen widerhallen.

16. Politischer Humor.

Auch damit schütten Journale und Zeitungen oft Oel in's Feuer, oder stumpfen das Interesse ab, statt es zu reizen, wenn sie mit Fragen spielen, deren Ernst keinen Spott verträgt, oder andrerseits gewisse Persönlichkeiten zu stereotypen Figuren stempeln, ihren Witz an ihnen zu üben. Forcirte Heiterkeit zumal giebt ihnen leicht das Ansehn contractlich verpflichteter Hofnarren, deren Spott, weil er alle Welt trifft, zuletzt außer der Erschütterung des Zwerchfells keinen Erfolg weiter hat.

17. Materialisten und Indifferentisten.

Diesen Schlag habe ich bei meinen vielfältigen Wanderungen durch Deutschland in verschiedenen Zeitläuften gründlich zu studieren Gelegenheit gehabt und kann nöthigenfalls aller Orten über Einzelheiten Auskunft geben. Sie beobachten das gerade Gegentheil von dem, was Tiedge in seinem Denkspruch empfiehlt. Wenn dieser räth:

„Im Glück nicht jubeln und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheun" u. s. w.

so jubeln sie bereits bei einem Schimmer von Glück und kriechen zu Kreuz beim bloßen Gerücht von einem bevorstehenden Sturm. Das Leben achten sie so wenig, daß, wenn es ihnen nur leidlich geht, sie darauf losleben, als sei ihre Natur unverwüstlich, und den Tod nicht nur, son-

dern den bloßen Gedanken an ihn fürchten sie mehr, wie Hölle und Teufel. Bei den Unruhen von 1848 waren sie so verzagt, daß sie meinten, die Revolution zu bezwingen, liege außer menschlicher Kraft, und sie könne wohl noch 10 Jahre und darüber dauern. Während der Schreckenszeit waren sie so geschmeidig, daß man sie um einen Finger wickeln konnte. Desto aufgeblasener, abstoßender, geistverachtender dagegen zeigten sie sich während der Reaction. Man glaube ja nicht, daß diese Species nur auf industriellem Felde erblühe; sie reicht bis in die Spitzen der Gesellschaft, und da gleiche Existenzbedingungen überall gleiche Denk- und Handlungsweise zu Tage fördern, so vermuthe ich, daß Frankreich, England und das übrige Europa mit dem edlen Gewächs so gesegnet sein werden, wie Deutschland.

18. Mission des Wehrstandes.

Den Krieger achte und ehre ich hoch, unbeschadet meiner Bekämpfung der Kriege. Ich zähle unter Generalen, Stabs- und älteren Subaltern-Officieren innerhalb und außerhalb des deutschen Bundes Förderer meiner Unternehmungen seit zwanzig Jahren und hoffe, mich auch um des europäischen Friedens willen nicht mit ihnen zu überwerfen. Ich halte nicht, wie Fichte, um der allgemeinen Wehrpflicht willen, einen besondern Wehrstand für unstatthaft und Luxus. Der Wehrstand hat, wie ich in den Vorträgen über „Licht- und Schattenseiten aller Berufsstände“ (Hamburg, 1855) weiter ausgeführt habe, die schwierige Aufgabe, seine Berufs-Interessen mit einem Ernst und einer Wichtigkeit wahrzunehmen, als stände das Vaterland jeden Augenblick in Gefahr, und doch im allgemeinen Interesse nicht wünschen zu dürfen, daß es jemals damit Ernst werde. Erwägt man dies, so muß man die Haltung, ich möchte sagen die Zurückhaltung im Benehmen der Militairs im Ganzen und Großen bewundern. Bei ihnen wäre es am ersten zu erklären und zu entschuldigen, wenn ihnen je zuweilen ein vorlautes Wort über Kriegansfangen entschlüpfte.

Aber sie schweigen und handeln zu rechter Zeit, und tragen durch dies ihr Benehmen vielleicht eben so viel zur Sicherung des Friedens bei, als durch ihre allezeit fertige Kriegsbereitschaft.

19. Internationaler Buchhandel.

Wer soll der Dolmetscher sein zwischen Nationen, die in Gefahr stehen, gegen ihren Willen mit einander in Krieg zu gerathen? Die Zeitungen können oder dürfen es nicht; denn entweder sind sie schon verboten oder haben, wenn sie etwas der fremden Regierung nicht Zusagendes bringen, dies Schicksal zu befürchten; oder sie sind bereits inficirt, haben Partei ergriffen und helfen die Nationen noch mehr gegen einander aufhetzen. Also fällt dies Vermittler-Amt dem Buchhandel anheim. Zwar lassen sich auch Flugschriften, Brochüren, Bücher inhibiren, wie die alltägliche Erfahrung lehrt. Allein ich spreche hier gar nicht von aufregenden, verfänglichen, dem Verbot überhaupt ausgesetzten Schriften, und nehme die Vermittelung des Buchhandels nicht in Anspruch für eine kritische Zeit, da der Krieg vor der Thür steht oder schon ausgebrochen ist. Während des Friedens sollen die Buchhändler für den Frieden und gegen den Krieg wirken, indem sie Schriften verlegen, übersetzen lassen und zweckmäßig verbreiten, die in loyaler, unanstößiger Weise die Nationen und deren Führer über ihr wahres Interesse aufklären, und so allmälig ein europäisches Gesammt-Bewußtsein erzeugen helfen, wie dies in Bezug auf die einzelnen Länder, namentlich auf Deutschland, mit Glück verfolgt ist. Leipzig ist heute schon nicht Mittelpunct des deutschen Buchhandels allein mehr, sondern zugleich vorzüglichster Treffpunct für die Literatur des Auslandes.

20. Logik der Thatsachen.

Eins meiner Erlebnisse, was zu charakteristisch für die im Text geschilderte Denkweise bleibt, möchte ich doch gern späteren Zeiten zur Erinnerung vermachen. Als ich im

Frühjahr 1849 in Berlin einen alten verdienstvollen Campagnokraten zu meinen Vorträgen einlud, mit dem Bemerken, dieselben se en zur Vermittelung der politischen Gegensätze bestimmt, antwortete er mir kurz, aber im höchsten Affect: Was? Vorträge wollen Sie halten? — Galgen wollen wir bauen! — Die Vorträge haben uns ja gerade die Revolution zu Wege gebracht.« Dieser sonst würdige alte Herr war ein solcher Logiker, der nur in Thatsachen dachte und diese auch allein verstand und respectirte.

21. Uebervölkerung und Auswanderung.

Daß man Krieg angefangen oder sich auf ihn eingelassen habe, um der Uebervölkerung entgegenzuwirken, wird auch der roheste Despot nicht zugestehen. Dennoch pflegt, thörigt und skandalös genug, dies Motiv häufig zur Rechtfertigung der Kriege im Allgemeinen mit angeführt zu werden. Was dagegen zu sagen ist, habe ich im Text beigebracht. Hier mache ich nur besonders darauf aufmerksam, daß, wenn die Regierungen die Auswanderungen in die Hand nehmen wollten, damit nicht nur vielen armen Leuten geholfen wäre, die jetzt vielleicht, wenn sie jenseit des Oceans eine neue Heimath suchen, aus einem Elende in's andere gerathen, sondern auch vielen bemittelten Müßiggängern und dem Staate im Ganzen mancher Vortheil gestiftet würde. Leider erkennt man überall eifriger Pflichten, als Rechte der Unterthanen an. Daß Jeder seine Steuern zahle, seiner Militairpflicht genüge, darüber wird sorgfältig gewacht; ob er aber passende Beschäftigung, seinen und der Seinigen Unterhalt finde, ob er daheim, oder auf dem Meere, oder in der Fremde umkomme, das bleibt ihm selbst und seinem Geschick überlassen.

22. Hof und Staat.

Man nimmt gewöhnlich das Interesse Beider immer für Hand in Hand gehend, und doch lehrt die Erfahrung so

oft das Gegentheil: Die Höfe sind mit einander verschwistert und verschwägert, und die Staaten führen gegen einander Krieg, oder verfolgen wenigstens jeder ihre eigene Politik, die der des andern vielleicht entgegengerichtet ist. Da dem so ist, sollte auch die Repräsention des Staats-Interesses von der des Hof-Interesses völlig getrennt werden und jedes seinen eigenen Vertreter haben.

23. Friedrich's II. Ansicht vom Krieg.

Ein Feldherr und Held, wie Friedrich der Große, konnte grundsätzlich über die Kriege nicht anders urtheilen, als daß sie ein nothwendiges Uebel seien, was neben vielem Schlimmen doch auch sein Gutes habe. Man findet seine Ansichten in diesem Sinne ausgesprochen in seinem „Discours sur la guerre," wie in dem „Examen de l'essai sur les préjugés," (Oeuvres de Frederic II. Tom. II. Berlin 1789. pg. 251 ss.; 320). Gleichwohl war er Philosoph genug, um nicht an eine ewige Dauer der Kriege zu glauben. Ich erinnere an die als Anekdote verbreitete Aeußerung, die ihm einmal bei der Parade gegen einen Prinzen entfallen sein soll und die mild ausgedrückt, darauf hinauslief:

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei,"

nur daß der Satz sich umkehrte: „Mit dem Wahn reißt auch der Gürtel der Zucht und des Gehorsams."

So wenig dem König einfallen konnte, damit eine Revolution prophezeien oder gar provociren zu wollen, eben so wenig wird der Philosoph sich dies beikommen lassen. Aber davor zu warnen, das steht wenigstens dem Letzteren wohl an; sie im Voraus möglichst zu verhüthen, ist Beider gemeinsame Pflicht.

24. Friedens-Project von St. Helena.

„Satisfait sur ces grands points et tranquille partout, j'aurais eu mon *congrès* et ma *sainte-alliance*. Ce sont

des idées, qu'on m'a volées. Dans cette réunion de tous les souverains nous eussions traité de nos intérêts en famille, et compté de clerc à maitre avec les peuples. La cause du siècle était gagnée, la revolution accomplie; il ne s'agissiait plus que de la racommoder avec ce qu'elle n'avait pas détruit. Or, cet ouvrage m'appartenait; je l'avais préparé de longue main *aux dépens de ma popularité peut-être.*« — — Un Còde européen, une Cour de Cassation européenne, — une même monnaie sous des coins différens; les mêmes poids, les mêmes mesures, les mêmes lois etc. etc. — »L'Europe n'eût bientôt fait de la sorte véritablement qu'un même peuple, et chacun en voyageant, partout se fût trouvé toujours dans la patrie commune. — De retour en France, au sein de la patrie, grande, forte, magnifique, tranquille, glorieuse, j'eusse proclamé ses limites immuables; toute guerre future purement *défensive*; tout agrandissement nouveau *antinational.* J'eusse associé mon fils à l'Empire; ma dictature eût fini, et son *règne constitutionnel* eût commencé. Paris eût été la capitale du monde, et les Français l'envie des nations!« (Comte de Las Cases, Mémorial de St. Hélène, Tom. V., pg. 399 ss. cf. Tom. VII., pg. 164 sqq., 253, 254.)

Druckfehler:

S. 109, Z. 8 v. o. l. friedlichen, st. feindlichen.
„ 111, „ 5 v. u. l. seiner, st. seine.

Von demselben Verfasser erschienen schon früher in dem unterzeichneten Verlage und sind durch jede solide Buchhandlung zu beziehen folgende Schriften:

Licht- und Schattenseiten
aller Berufsstände,
nach Repräsentation, Heerdienst, Wissenschaft und Kunst, Industrie, Technik und Arbeit.
Hamburg, 1855. 24 Bog. 8. mit ausführlichem Sach-Register, brochirt 1 Thlr.

Vorträge
über
die persönliche Fortdauer,
zur Vermittelung zwischen naturwissenschaftlicher und theologischer Weltanschauung.
Zweite, mit vielen populairen Erläuterungen und Quellen-Angaben vermehrte Aufl. Hamburg, 1855. 16 Bog. gr. 12. brochirt 1 Thlr.

Der Messias-Begriff.
Christologische Vorträge zur Vermittelung der bezüglichen Gegensätze.
Hamburg, 1854. 14 Bog. 8. broch. 1 Thlr.

J. F. Richter's Verlagsbuchhandlung
in Hamburg.

Druck von G. F. Thiele.

Zum

Frieden Europa's.

Erledigung dreier General-Fragen mit Vorwort

an den Kaiser der Franzosen

von

Dr. Friedrich Richter
von Magdeburg.

I. Sind die Kriege ein Product der Vernunft oder der Unvernunft?
II. Wie sind in unsern Tagen zwischen civilisirten Völkern überhaupt noch Kriege möglich?
III. Welches sind die einfachsten und sichersten Mittel zu einem europäischen Frieden von Dauer?

Hamburg,
J. F. Richter's Verlags-Buchhandlung.
1860.



